

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Der Kern der Jesuitenfrage. Von Martin Sahlender	307
Otto Friedrich Gruppe. Von Fritz Mauthner	314
Margarete von Daloz. Von Max Mehl	326
Berke. Von Schwangart.	330
Opéra Comique. Von Oskar Die	331
Kranzösishe Wirtschaft. Von Eden	337

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5,4 Optima 10,4

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengriesicht, Stein-, Eiweiss- und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

— 1912 = 14,327 Badegäste und 2,245,831 Flaschenversand. —

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

MOSSE & SACHS

Berlin NW. 7
Unter den Linden 56
(Haus Zollernhof)

Bankgeschäft

Fernspr.: Zm. 12450-52
Telegraphen-Adresse:
Samosbank

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

Constantin Cigaretten

* Vornehmste Marke ®



Berlin, den 6. Dezember 1913.

Der Kern der Jesuitenfrage.

Daß der die Jesuiten betreffende Bundesrathsbeschluß vom acht- und zwanzigsten November 1912 mit seiner unklaren Bestimmung des Begriffes der Ordensthätigkeit, insbesondere mit seinem Verbot jeglicher „religiösen Thätigkeit gegenüber Anderen“ sich nicht aufrechterhalten läßt, sollte eigentlich keinem Zweifel begegnen. Noch immer giebt es aber Leute, die die Unhaltbarkeit dieses Rechtszustandes nicht einsehen. Nicht bewußte Ungerechtigkeit, sondern der Popanz der Jesuitenfurcht, dessen Entstehung Dr. Jentsch früher einmal so anschaulich in der „Zukunft“ geschildert hat, läßt bei vielen Leuten sachliches Denken eben nicht aufkommen. Nur auf diesem Popanz beruht jenes Volksempfinden, das auch der Reichskanzler in seiner Rede im Dezember vorigen Jahres als entscheidend für die Erhaltung des Jesuitengesetzes bezeichnete. Daß die Jesuitenfrage ausschließlich als innerkirchliche Angelegenheit zu betrachten sei und ihre Behandlung gar keine Rücksicht auf Andersgläubige erfordere, soll damit nicht behauptet werden. Doch das Recht muß eine andere Grundlage haben als das verschwommene „Volksempfinden“. Der Kernpunkt der Jesuitenfrage liegt für jeden vorurtheilfreien Denker in der Erwägung: Kann heute noch in den dem Orden der Jesuiten gemachten Vorwürfen ein ausreichender Grund für das Verbot jesuitischer Niederlassungen als genossenschaftlicher Körperschaften gefunden werden? Eben so berechtigt ist aber auch die Frage, ob die einzelnen Mitgliedern

des Ordens gemachten Vorwürfe die gesetzlichen Maßnahmen rechtfertigen, die sich als Ausnahmegesetz gegen Einzelpersonlichkeiten in Folge ihrer Zugehörigkeit zum Jesuitenorden darstellen.

Wie widersinnig die Begründung des Jesuitengesetzes ist, ergibt sich schon aus der einen Erwägung, daß es gegen die schriftstellerische und private Thätigkeit der Jesuiten eine völlig stumpfe Waffe ist. Auch wird durch das Gesetz das angebliche „Intriguenpiel“ des Ordens in Rom nicht gehindert. Gehindert wird nur die öffentliche Wirksamkeit, besonders in den Missionspredigten. Die Jesuitengegner hätten aber ein Interesse daran, die Jesuiten öffentlich wirken zu lassen, um sie auf frischer That zu ertappen, was jetzt, bei ihrer verborgenen Wirksamkeit, unmöglich ist. Nicht minder thöricht ist das Verfahren, Alles, was am Katholizismus im Allgemeinen mißfällig erscheint, ohne Weiteres den Jesuiten auf die Rechnung zu setzen. Die Jesuiten müssen wenigstens dahinter stehen. Mit welchem Recht? Furchtbare Macht in Rom? Da dürfte doch die gewiß nicht jesuitenfreundliche Kölnische Zeitung wohl das Richtige getroffen haben, als sie vor einer Ueberschätzung der vatikanischen Einflüsse der Jesuiten in unserer Zeit warnt. Manche Leute meinen auch, daß sich die Jesuiten über diesen Mindereinfluß nicht einmal sehr grämen. Bis zu welchem Grade sich die Verwirrung der Begriffe steigern kann, lehrt die Thatsache, daß man hier und da nicht gelten lassen will, für die Katholiken sei es sehr verlegend, daß man alle möglichen fremden, auch ausländischen Sekten, selbst Sozialdemokraten und praktische Anarchisten, in öffentlichen Versammlungen ihre Agitation entfalten lasse, den Jesuiten aber eine religiöse Einwirkung auf ihre eigenen Glaubensgenossen gesetzlich verbiete.

Die Grundlage der in nichtkatholischen Kreisen weit verbreiteten Abneigung liegt in dem Vorurtheil, der Orden sei zur Bekämpfung Luthers und des Protestantismus gegründet worden, während thatsächlich Ignatius von Loyola bei seiner Ordensgründung an die deutschen Verhältnisse gar nicht gedacht hat (dazu kannte er sie zu wenig). Der Glaube an die Absicht auf die Ausrottung des Protestantismus steht aber in engstem Zusammenhang mit der Anschauung, daß die Jesuiten bei der „Gegenreformation“ in gewaltfamer Zurückführung vieler Protestanten zum Katholizismus eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben. Das aber ist auch nicht richtig. Zutreffend sagt Jentsch: „Jedenfalls war das Betreiben von Gewaltmaßregeln nicht das Wesentliche ihrer Wirksamkeit. Dieses bestand vielmehr in eifriger, treuer Arbeit. In

Folge der Verderbniß des Klerus waren die Gemeinden verwildert. Der sittenreine Wandel der Jesuiten und ihre unermüdlige Thätigkeit flößten den Laien wieder Achtung vor der Geistlichkeit ein. Gründlicher Unterricht überzeugte von der Wahrheit der katholischen Lehre. Ein erbaulicher Gottesdienst fesselte die Gemüther. Und so wurden die Seelen für die Kirche wiedergewonnen, sowohl die der katholisch Gebliebener als auch die der durch Zwang (durch die Landesfürsten, nach dem Grundsatz *cujus regio, illius religio*) in den Schoß der Kirche Zurückgeführten.“ Hätten aber auch die Jesuiten vor dreihundert Jahren durch Unbulsamkeit gefündigt, so wäre dadurch die Behandlung der Jesuiten in unseren Tagen noch nicht gerechtfertigt. Maßgebend dürfte vielmehr sein, was ein Jesuit von heute über Gewaltanwendung bei der Gegenreformation denkt. Und da möchte ich auf den im Anfang dieses Jahres erschienenen zweiten Band der groß angelegten „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge“ von Bernhard Duhr S. J. hinweisen (Herders Verlag in Freiburg). Die Lecture dieses mit zahlreichen kultur- und kunstgeschichtlich hochinteressanten Abbildungen geschmückten Werkes ist allen Jesuitengegnern sehr zu empfehlen. Hier sei auf den Umstand hingewiesen, daß Duhr bei der Besprechung der Gegenreformation mit aller Entschiedenheit jegliche Zwangsmaßregeln verurtheilt, welche die Gewissensfreiheit zu beschränken vermochten. Nachdem Duhr, der sich auf die Studie des Protestanten Völker über Toleranz im Zeitalter der Reformation stützt, dargelegt hat, daß für die protestantische Theorie und Praxis die Sätze galten: sofern die Römische Kirche die Kirche des Teufels sei, verstehe sich von selbst, daß man durch die bewußte Zugehörigkeit zu ihr das Heil in Christo verwerke, und die evangelische Obrigkeit sei deshalb verpflichtet, in ihrem Gebiet den Katholizismus von der Oeffentlichkeit zu verdrängen, das Verharren bei ihm als Staatsvergehen zu brandmarken, sagt Duhr dann weiter: „Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß die Norm des Gewissenszwanges eine unsittliche ist, mochte sie nun von Protestanten oder von Katholiken angewendet werden. Niemand darf seine Ueberzeugung, so lange sie ihm unerschütterlich fest begründet erscheint, aufgeben und deshalb darf auch Niemand gezwungen werden, seine ehrliche, innerste religiöse Ueberzeugung wegen irdischer Vortheile oder Nachtheile preiszugeben. Jeder wird nach seinem Gewissen gerichtet.“ In einer Fußnote folgt dann auf mehrere Citate aus Werken katholischer Schriftsteller der Satz: „Daraus folgt, daß die gutgläubigen Protestanten auch

außerhalb des äußeren Verbandes mit der katholischen Kirche ihr Heil wirken können und daß das viel berufene Axiom von der Gewissenspflicht der Fürsten, ihre protestantischen Unterthanen aus Rücksicht für das Seelenheil zum Eintritt in die katholische Kirche zu zwingen, aus der katholischen Lehre nicht gefolgert werden kann.“

Aus dieser durch vernünftige Auffassung sich auszeichnenden Anschauung wird man wohl keinen Angriff gegen den Jesuitenorden herleiten können. Dagegen wird aber der Einwurf erhoben, daß der General des Jesuitenordens in seinem kirchenrechtlichen Werk, dessen sechster Band vom kirchlichen Strafrecht handelt, auch die Frage erörtert, ob die katholische Kirche das Recht habe, über Keher die Todesstrafe zu verhängen. In einer Zeitung wird gesagt, der Jesuitengeneral verneine diese Frage nicht, sondern erkläre probabilistisch, daß beide Ansichten gelten, und er überlasse dem Leser, die ihm gefallende zu wählen. Ich habe die Stelle nicht nachgeschlagen, will aber annehmen, daß diese Inhaltsangabe richtig ist. Daraus ergibt sich doch nur, daß der Ordensgeneral Wernz an der bezeichneten Stelle eine geschichtliche Uebersicht über die Strafrechtstheorie bietet. Es ist eine alte Frage, die schon den Kirchenvätern wichtig schien und über deren Beantwortung auch sie nicht einig waren, ob die Kirche die sich von ihr trennenden Glieder mit Gewalt an der Trennung hindern und strafen könne. Daß diese Frage einstmals auch eine staatsrechtliche Bedeutung hatte, ist aus dem Bewußtsein des modernen Menschen beinahe geschwunden. Ueber die Entwicklung dieses Problems sagt Sägmüller in seinem Kirchenrecht: „Das Mailänder Edikt von 313 hatte allgemeine Gewissensfreiheit gewährt. Mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion ging aber die Bekenntnißfreiheit verloren. Die christlichen Kaiser setzten die schwersten Strafen, selbst den Tod auf die Häeresie. Grund zu dieser keineswegs von allen Vätern gebilligten Strenge war, daß die Reichsverfassung die Einheitlichkeit des Glaubens zur Voraussetzung hatte und daß daher die Störung der Glaubenseinheit als ein Attentat gegen die staatliche Ordnung angesehen wurde. Nicht anders war es in den neuen germanischen Reichen und durch das ganze Mittelalter hin. Der in religiöser Hinsicht keineswegs fanatische Friedrich II. setzte in wiederholten Authentiken den Feuertod auf die Häeresie.“ Man denkt vielfach gar nicht daran, daß der uns Heutigen so geläufige Gedanke der bürgerlichen Toleranz noch nicht alt ist. Besonders muß aber nochmals hervor-

gehoben werden, daß dieser Gedanke nicht etwa aus den Grundsätzen des Protestantismus (wie man so oft lesen kann) erwachsen ist. Wer sich darüber klar werden will, studiere das Buch von Nikolaus Paulus: „Protestantismus und Toleranz im sechzehnten Jahrhundert“. Besonders sei auf die Abschnitte hingewiesen, die Keherhinderungen behandeln, wie sie bei Zwinglianismern, Calvinisten und Lutheranern vorkamen. Paulus zeigt, daß mit der Religionsfreiheit zuerst in den amerikanischen Kolonien Englands Ernst gemacht worden ist. Er stimmt Adalbert Wahl bei, daß als Menschenrecht in Amerika die religiöse Freiheit erst 1776 bezeichnet wurde, nachdem dieser Begriff in Kämpfen, die auf einem nicht-religiösen Gebiete auszufechten waren, in das Staatsleben Eingang gefunden hatte, unter Mitwirkung des Nationalismus.

Wer Etwas von der Jesuitenliteratur kennt, weiß sehr wohl, daß unter den Schriftstellern des Jesuitenordens in wichtigen Fragen große Gegensätze bestehen. Deshalb schafft auch der General des Ordens, wenn er wirklich so denkt, wie behauptet wird, keine Ordensdoktrin. Aus der Geschichte der Moralsysteme weiß man ja, daß alle Bemühungen des Ordensgenerals Thyrus Gonzalez, dem Probabiliorismus statt des Probabilismus Geltung zu verschaffen, wirkungslos waren. Wenn es sich nicht um ein von der Kirche festgelegtes Dogma handelt, hat die Anschauung des Ordensgenerals keine höhere Bedeutung als eines anderen Schriftstellers Schulmeinung. Auch das Werk des längst verstorbenen Jesuiten De Luca über Kirchenrecht wird, im Hinblick auf die hierher gehörigen Stellen, von vielen Jesuiten als eine Entgleisung betrachtet. So schreibt der Jesuit Hofmann in der Zeitschrift für katholische Theologie (Innsbruck), daß die Arbeit De Lucas nur „durch unhaltbare Uebertreibungen eine gewisse traurige Berühmtheit“ erlangt habe. Warum citirt man, wenn man wirklich sachlich vorgehen will, nur De Luca und dessen Gesinnungsgenossen, warum nicht die Jesuiten, die der Kirche das Recht der Todesstrafe gegen Apostaten ausdrücklich absprechen, wie Laurentius, Biederlack, Vermeerck? Der zuletzt Genannte hat eine Schrift, „La tolérance“, über die Keherfrage veröffentlicht. Er wird den modernen Forderungen bürgerlicher Toleranz durchaus gerecht. Das Werk wird aber von den Jesuitengegnern nie citirt, offenbar, weil darin nichts zu „finden“ ist. Wie es möglich ist, daß denkende Menschen diese Keherfrage, die heute doch nur theoretisches und historisches Interesse hat, gegen die Jesuiten auszufechten versuchen, ist kaum zu begreifen.

Uebrigens verhält es sich mit der Frage des Jesuiteneides. Im Jahr 1891 ging durch die Presse die Nachricht, jeder Jesuit habe bei seiner Aufnahme in den Orden einen Eid zu leisten, daß der Papst die Macht habe, die kaiserlichen Könige, Fürsten und Republiken zu beseitigen: „Ich verleugne und versage jegliche Treue den protestantischen Königen, Fürsten und Staaten.“ Duhr berichtet in seinen „Jesuitenfabeln“, daß dieser Eid das ehrwürdige Alter von über zweihundert Jahren habe; Er sei das Werk des berühmten Fälschers Robert Ware. Duhr fährt dann fort: „Obgleich im Jahr 1891 der Eid als eine Fälschung erwiesen wurde und selbst der Evangelische Bund ihn 1895 für eine plumpe Fälschung erklärte, brachte im Jahr 1897 der Gustav-Adolph-Kalender für das evangelische Deutschland und Oesterreich auf das Jahr 1898 den Eid von Neuem, um auf die fürchterliche Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem Deutschen Reich von der Rückberufung der Jesuiten drohe.“ Der Vorwurf, die „jesuitische Ethik sei in ihrem Grundprinzip das Widerspiel wahrer Sittlichkeit“, wird von gewissen Leuten ja der gesammten in der katholischen Kirche geltenden Moralthologie gemacht. Wie aber wird er begründet? Entweder mit allgemeinen Phrasen oder mit Behauptungen, die jede Sachkenntniß vermischen lassen. Welche Faselien leisten sich selbst Männer der Wissenschaft in ihren Betrachtungen über die Theorie der „Probabilismus“, die Frage des Verhältnisses der kirchlichen Autorität zur persönlichen Selbstbestimmung! Und endlich über den Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel“ und über „den inneren Vorbehalt beim Eid“. Man lese doch einmal ganz vorurtheillos die grundsätzlichen Betrachtungen des Professors Mausbach in seinem Buch „Die katholische Moral und ihre Gegner.“

Besonders beliebt ist auch heute noch immer das Verfahren, die Menschen dadurch gruselig zu machen, daß man dem Jesuitenorden Meinungen über das Verhältniß zum modernen Staat und zu den Andersgläubigen, den nichtkatholischen Bürgern unterchiebt, die den Ausbruch eines Bürgerkrieges nach der Rückkehr der Jesuiten in Aussicht zu stellen scheinen. Unhaltbar sind meistens einzelne Jesuiten oder Verfehlungen in früheren Jahrhunderten oder rein theoretische Spintisirerei sind aber durchaus keine Quelle zur richtigen Erkenntniß des jetzt im Jesuitenorden herrschenden Geistes. Entscheidend bleibt immer, ob, wenn auch von einzelnen Jesuiten thatsächlich Aussprüche sich nachweisen lassen sollten, die keine Billigung finden können, daraus solche Folgerungen gefehliger Natur gezogen werden können, wie

fle das Jesuitengesetz in sich schließt, und ob man auch bei Menschen, die nicht Jesuiten sind, Entgleisungen in der selben Weise ahnden will. Hier die Aussprüche zweier Jesuiten über das Verhältniß zum Deutschen Reich und zum Protestantismus. Der Jesuit Przbilla schrieb: „Die katholische Glaubenslehre hindert Keinen, unter den gegebenen Verhältnissen den paritätischen Staat in Deutschland für den einzig richtigen zu erklären. Im paritätischen Staat, den wir verfassungsgemäß haben und auf den auch die Katholiken verpflichtet sind, müssen die Rechte Aller in gleicher Weise gewahrt werden. Der Jesuitenorden verträgt sich gewiß nicht mit so manchen modernen Staatsrechtstheorien, die, von dem Grundsatz der Staatsallmacht ausgehend, den Staat aller sittlichen Pflichten und damit überhaupt seines sittlichen Charakters entkleiden. Aber mit diesen Theorien kann sich nicht nur kein Jesuit und kein Katholik, sondern auch kein gläubiger Protestant ausöhnen.“ Und der Jesuit Lippert sagt in seinem interessanten Schriftchen über die Psychologie des Jesuitenordens (Kösel in Rempten): „Die Jesuiten haben heute keine Veranlassung, auf dem Standpunkt des mittelalterlichen Glaubensstaates zu verharren oder gar die religiöse Verfolgungswuth und den Glaubenshaß des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts herauf zu beschwören. Die Jesuiten von heute sehen in den christlich gesinnten Protestanten ihre Brüder und Waffengenossen in dem großen Geisteskampf gegen die antichristliche Bewegung der Neuzeit. Darum soll auch kein Mißtrauen und kein bitteres Gedemken mehr zwischen ihnen stehen und einzelne übereltrige und unduldsame Geister, wie sie immer auf beiden Seiten sich finden werden, sollen dieses Verhältniß christlicher Duldung und Milde nicht stören dürfen. Wohl sollen die Ideen mit einander ringen, ein frischer Kampf der Geister, mit geistigen Waffen und Kräften geführt, soll herrschen; denn die freie Konkurrenz ist noch lange keine Intoleranz und keine Verfolgung. Aber über die Produkte eines weltfremden, eingesponnenen Denkens soll man auf beiden Seiten mit ritterlicher Noblesse hinwegsehen.“

Südenbe. Professor Dr. Martin Fabbender.

Mitglied des Reichstages und des Preussischen Landtages.



Otto Friedrich Gruppe.*)

Erst vor wenigen Wochen hat Arthur Trebitsch, Verfasser eines anderen „Antaios“, auf O. F. Gruppe als auf einen vergessenen Philosophen mit warmen Worten hingewiesen und bei dieser Gelegenheit erzählt, wie ganz zufällig er zu der Bekanntschaft der Schriften Groupes gekommen sei, denen jetzt seine Liebe gehöre. Mir, der ich mich seit nun vierzig Jahren in der philosophischen Literatur recht aufmerksam umsehe, ist es mit O. F. Gruppe nicht anders ergangen.

Es mag fünf oder sechs Jahre her sein, daß ich die Geschichte der vossischen Homer-Üebersetzung studirte, aus diesem Anlaß ein Buch „Deutsche Uebersetzerkunst“ von O. F. Gruppe anschaffte und darin einige Kapitel (von Bürger bis Schlegel) nachlas. Später, vor bald zwei Jahren, führte ich an der italienischen Riviera mit dem Dichter, der dort einfach *il poeta tedesco* heißt, eine fast gelehrte Unterhaltung über den ungleichen Werth der verschiedenen Ausgaben von Vossens Odyssee-Üebersetzung. Gerhart Hauptmann hatte uns in Portofino die Freude gemacht, sein wahrhaft schönes Drama „Der Bogen des Odysseus“ vorzulesen; und angesichts des Meeres, im Eckzimmer des Castel Paraggi, kam es zu der philologischen Unterredung über den deutschen Erfah für einige Worte und Namen Homers. Ich berief mich bei meiner Meinung, daß die erste Ausgabe die beste sei, auf Gruppe, konnte mich aber des Einzelnen nicht mehr beinennen. Nach Hause zurückgekehrt, langte ich die „Deutsche Uebersetzerkunst“ heraus und las die Arbeit von Anfang bis zu Ende durch. Ich lernte ein sehr gutes Buch gründlicher kennen. Meine Neugier wurde aber jetzt besonders gereizt durch einige tiefdringende und feine Bemerkungen über den Einfluß der fremden Sprachen auf die Muttersprache

*) Als zwölften Band der von ihm geleiteten (bei Georg Müller in München erscheinenden) „Bibliothek der Philosophen“ bringt Mauthner den „Antaios“ (als erstes Stück der Philosophischen Werke Groupes). Das Unternehmen der Bibliothek kann nicht oft, nicht eindringlich genug gerühmt, muß besonders Unzünftigen immer wieder empfohlen werden. Der Leiter steht als der freiste, tapferste Erkenntnißtheoretiker dieser ängstlichen Zeit vor unserm Blick. Daß er in Groupes Werk und Menschlichkeit so viel der Betrachtung Würdiges findet (wie schon die aus Mauthners Einleitung hier gesammelten Fragmente verrathen), überzeugt jeden Freund des Wahrhaftigen von der Pflicht, dem vergessenen Gruppe die Gedächtnißpforte zu öffnen.

und über das Wesen der Uebersetzung. Vielleicht hatte der Verfasser noch mehr Lesenswerthes über diese Dinge geschrieben. Zu meiner Ueberraschung und zu einiger Beschämung fand ich in den gangbarsten Handbüchern den Namen des Mannes verzeichnet und dazu eine lange Liste seiner Bücher, die im ersten Augenblick auf eine bedenkliche Vielseitigkeit schließen lassen konnte. Der Mann hatte mehr als zwanzig Bände über Philosophie und Theologie, Altphilologie und deutsche Literatur, aber auch eigene Poesien veröffentlicht. Und sein Wirken war verschollen; vielleicht mit Recht. Da fiel mir plötzlich einer der Titel auf: „Antaeus, ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Konflikt mit Wissenschaft und Sprache“ (1831). Mich ergriff die fast aufregende Hoffnung, in diesem Buch aus der Hegelzeit einen stärkeren Gegner Hegels zu finden, als selbst Schopenhauer mit seinen göttlichen Grobheiten oder gar Trendelenburg mit seiner doch auch verschulten Sprache einer gewesen war. Hätte dieser O. F. Gruppe nicht bewußt und klar das Wort Sprache seinem Titel eingefügt, dann hätte ich seinen „Antaeus“ wohl kaum so bald aus einer Bibliothek entliehen.

Als ich dann das Werk mit wachsender Freude (abgesehen von einigen allzu geschwähigen Briefen) zu Ende gelesen hatte, stand es bei mir fest: dieser Gruppe ist der bedeutendste Gegner Hegels und der scholastischen Philosophie überhaupt, ist nach Form und Inhalt einer der besten philosophischen Schriftsteller Deutschlands und hat sich der Einsicht in die sprachkritischen Ideen, deren Fassung und Verbreitung ich längst zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, beinahe bis zur Berührung genähert, hat einige dieser Ideen schon vor achtzig Jahren ausgesprochen. In einer planen Schreibweise, mit einer Fülle unaufdringlicher Gelehrsamkeit.

Sofort wurde es mein Wunsch, dieses vergessene Werk einem neuen Geschlecht in einem Neudruck vorzulegen. Dieser Wunsch wurde noch lebhafter, als ich seit jenem Tage die anderen Schriften Groupes studirte und bald zu der Ueberzeugung gelangte, daß zwei spätere philosophische Werke des Verfassers (von 1834 und von 1855) an einigen Stellen noch tiefer in die Kernfrage eindringen: in den Gegensatz zwischen der Spekulation und ihrer philosophischen Terminologie.

Gleich hier möchte ich bemerken, daß meine Natur mich verhindert, den von mir wiederentdeckten Schriftsteller nun durch offiziös übertreibende Lobreden zu einem Geisteshelden auf allen den vielen Gebieten machen zu wollen, auf denen er rastlos thätig

war. Insbesondere möchte ich mich für den Poeten D. F. Gruppe nicht einsetzen. Von seinen lyrischen, ethischen und dramatischen Arbeiten werde ich später noch, so kurz wie möglich, reden. Aber auch eine satirische Komödie gegen Hegel, die im gleichen Jahr mit dem „Antaeus“ und ebenfalls noch bei Lebzeiten Hegels erschienen war, wurde mir zu einer Enttäuschung. Ganz unverständlich ist es mir, wie Gukow (in einer Rezension von 1832) diese Komödie höher stellen konnte als den „Antaeus“; es wäre denn die Bosheit schon bei dem vierundzwanzigjährigen Gukow kräftiger entwickelt gewesen als der Sinn für Poesie und der philosophische Ernst.

D. F. Gruppe hatte die Komödie, ohne sich zu nennen, erscheinen lassen unter dem Titel „Die Winde oder ganz absolute Konstruktion der neuen Weltgeschichte durch Oberons Horn, gedichtet von Absolutulus von Hegelingen“. Trotzdem Gruppe zu gleicher Zeit den „Antaeus“ herausgab, die entscheidende Kritik Hegels, fühlte er sich in schwächlicher Bescheidenheit nicht als Ueberwinder des berühmten Philosophen; und so fehlte ihm der wilde Grimm, der etwa eben in diesen Jahren den jungen Rivalen Hegels, den berliner Privatdozenten Schopenhauer, besetzte; und die graziös rücksichtslose Bosheit eines Aristophanes, eines Heine war dem Poeten Gruppe nun gar völlig versagt. So kam nicht viel mehr als ein stellenweise lustiger, sachsimpehnder Bierull heraus. Oberon hat die Zauberformel verloren; „drum nur ist unsere Ehe so langweilig, die Weltgeschichte drum so gradezeilig.“ Hegel ist im Besitz der Formel zu einer Weltkonstruktion. Gruppe wagt es, ganze Paragraphen aus Hegels „Encyclopädie“ wörtlich in seine Poesie aufzunehmen, und Hegels Prosa wirkt mitunter komischer als die erdichtete Parodie; auch will es mir scheinen, als habe Gruppe an einigen Stellen den mündlichen Vortrag Hegels wirksam parodirt. Genug, dem Philosophen wird seine Zauberformel von einem Diener des Oberon, einem Winde, gestohlen und das philosophische Berlin geräth darüber außer sich. Die eigentliche Handlung ist konfus und schlecht komponirt; ein neuer Streit zwischen Oberon und Titania soll dadurch geschlichtet werden, daß der Wind nach Hegels Zauberformel in Oberons Horn stößt und dadurch einige neue Weltgeschichten (Revolution und Napoleon) in die Erscheinung treten. Dann folgen Maskenfeste, deren Salz, wenn es einst zu spüren war, längst verflüchtigt ist. Am Besten gelungen ist noch die Verhöhnung des Hegelianers Gans (der Schänkwirth Aaron Gans), dessen Söhne lernen müssen, im Sinn

des Systems ihr Gespienes wiederzuschlingen. Allerlei weitere Anspielungen auf die Hegelianer Henning, Hinrichs, Gotho, Mußmann, Werder und Andere sind zu wißlos, um eine Unterjuchung der einzelnen Beziehungen zu lohnen. Grotesk gut ist höchstens die Erfindung, daß der arme Wind bei seinem starken Blasen sich ganz ins Horn hineinbläst, dann sich selber mehrmals bei sich selbst vorbeibläst.

„Ich habe den Begriff gepustet,
Die Rückkehr in sich selbst fürwahr,
Aber nicht nur mit Haut und Haar
Blies ich mich durch: mit meinem Hauch
Kroch ich durch meinen eigenen Rauch.“

Mit Mühe wird der arme Wind von Oberon gerettet, der sich auf den Boden des bodenlosen Unsinnns stellt. In einem Nachspiel übergiebt Maron Ganz seine Schänkwirtschaft seinem ältesten Sohn Arroganz und ändert das Schild der Destille in „Zum konkreten Geist bei Arroganz“. Der Zulauf von berliner Bürstenbindern und Leinwebern ist nicht gering.

„Denn wo man schänkt konkreten Geist,
Solch Hörsaal nie sich leer erweist.“

Ich möchte (aus dem Briefwechsel Goethes mit Zelter) eine Stelle herziehen, welche zeigt, daß Goethe von Groupes Komödie erfuhr, daß Hegel sich ärgerte und wie man in Hegels Freundeskreis über dieses Pamphlet urtheilte. Zelter, eben auch ein persönlicher Freund Hegels, schreibt an Goethe nach Mitte Mai 1831: „Gegen Hegel ist ein schlechtes Buch erschienen. Es heißt ‚Die Winde‘. Dünste eines schlappen Magens. Man hatte mir es wichtig genannt und ich habe mich durch einige vierzig Seiten gequält, bin aber eingeschlafen. Eine schale Nachäffung von Oberons und Titania's Goldener Hochzeit“ (aus Goethes Faust), „so dünn wie Zwirn und böshaft gemeint. Hegel hat es auch angesehen und mein Urtheil darüber schien ihm tröstlich. Hegel ist ein sehr rechtschaffener Mann, und ich glaube, daß er auch ein würdiger Gelehrter ist.“

Ein Vierteljahr später herrscht in Berlin die Cholera; die Cholera ist der einzige Gesprächsstoff. Zelter meldet: „Wer nicht an der Cholera stirbt, von dem ist so wenig die Rede, als wenn er über die Straße hingeht.“ Der junge Privatdozent Schopenhauer flieht vor der Seuche aus Berlin, zunächst nur vorläufig; der von ihm so leidenschaftlich gehaßte Hegel ist verstimmt und melancholisch. Er stirbt an der Cholera am vierzehnten November.

Wie über die Komödie, so sprechen und schreiben die Zeit-

genossen noch, oft über den Poeten und den Publizisten Gruppe; fast nie über den Philosophen.



Otto Friedrich Gruppe wurde am fünfzehnten April 1804 in Danzig geboren; als Sohn des begüterten Kaufherrn Johann Friedrich Gruppe; die Geburt erfolgte, während der Vater seine Geschäftsfreunde an einer festlichen Tafel bewirthete; die Mutter hatte sich bald nach Beginn der Tafel schweigend entfernt. Die Familie veramte im Jahr 1813, weil zur Zeit der Belagerung von Danzig ein Brand sämtliche Speicher zerstörte. Wie sein Landsmann Schopenhauer sollte Gruppe Kaufmann werden; er besuchte die Bürgerschule und durfte erst in seinem sechzehnten Jahr auf ein Gymnasium gehen. Vom Vater will der Sohn die Neigung für die Wissenschaften, von der Mutter die Begabung für die Künste, besonders für die Malerei geerbt haben. Der Lebensabriß erzählt einen Zug vom Vater. „Zu Anfang des Jahrhunderts wurde dem Vater das Anerbieten gemacht, eine Fabrik für Cichorienkaffee anzulegen (die Zeiten waren dürftig und die Kontinentalperre hatte bekanntlich den Kaffee sehr vertheuert); als er das Getränk gekostet hatte, lehnte er das Anerbieten ab, weil er nicht dachte, daß dieses Surrogat jemals Verbreitung finden könne. Ein Anderer machte das Geschäft und wurde ein reicher Mann. Diese Geschichte war dem Dichter darum interessant, weil sie ein Vorpiel seines eigenen Lebens und Handelns war; auch er hat nie auf den schlechten Geschmack des Publikums spekulirt; er ist nie im Stande gewesen, ein Buch oder auch nur eine Zeile so oder anders zu schreiben, weil sie größeren Lohn bringen könnte.“

Sein Abituriertenexamen machte er mit Auszeichnung; nur der Lehrer der Mathematik war nicht ganz mit ihm zufrieden. Bald nach der Prüfung, im Oktober 1825 fuhr er nach Berlin, um dort zu studiren. Er wohnte als Student und noch viele Jahre nachher in der Taubenstraße, gegenüber von E. T. A. Hoffmanns Eckfenster.

Als Student war er kein Duckmäuser. Er hatte Zeit, sich als Schlittschuhläufer, als Jäger und als Schachspieler zu bewähren, besaß gern in mancherlei Handwerk herum und soll sogar später irgendeine neue Papierforte erfunden haben. Trohdem scheint er während seiner Universitätsjahre, wie seine Kollegienhefte beweisen, erstaunlich fleißig gewesen zu sein. Und schon damals sehr vielseitig. Unter anderen Vorlesungen hörte er auch natür-

lich die von Hegel, dann aber, mit nicht geringem Nutzen, die des Philologen Bödh, des Geographen Ritter, des Astronomen Jdeler, des philologischen Kritikers Beller, des Egyptologen Ermann, des Historikers Willen, des Chemikers Mitscherlich und besonders eifrig des Germanisten Lachmann; dem Bilde des Polyhistor's würde ein Zug fehlen, wenn er nicht auch noch den Einfluß von Alexander von Humboldt willig erfahren hätte. Mit Lachmann durfte er persönlich verkehren. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der junge Student daneben noch malte und schon dichtete. Durch Lachmann war er mit den jüngeren Germanisten bekannt geworden; Simrock gab damals eine Zeitschrift heraus, die „Stafette“, in welcher Gruppe seine literarische Laufbahn mit Berichten über die Berliner Kunstausstellung begann (1828). Er ist der Kunstkritik, im Gedräng aller seiner übrigen Arbeiten, durch mehr als dreißig Jahre treu geblieben.

In den zehn Jahren von 1830 bis 1840 schrieb Gruppe mit fast unbegreiflicher Fruchtbarkeit die meisten seiner philosophischen, philologischen und poetischen Werke.

Wenn der Raum dafür wäre und ich ein liberaler Parteilichschriststeller, so müßte ich an dieser Stelle von einem dunklen Punkt im Leben Groupes reden und ihn als einen „Reaktionär“ an den Pranger stellen. Gruppe fand nämlich 1842 eine Anstellung im preußischen Kultusministerium unter Eichhorn, hat in dieser Eigenschaft (1842 und 1843) zwei Schriften gegen Bruno Bauers Kritik der Grundlagen der christlichen Kirche losgelassen und ist demnach für diese Leistung von Bruno's Bruder (Edgar Bauer: „Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat“) gründlich beschimpft worden: als Spießbürger, als schamloser Angeber. Der heimliche radikale Barnhagen von Ense scheint sich (Tagebücher II, 352) über diese Abfuhr zu freuen und verdächtigt noch zehn Jahre später den Charakter Groupes. Es ist ganz wahrscheinlich, daß Gruppe just für diese unerfreulichen Schriften mit dem Professortitel belohnt und mit Vorlesungen über klassische Philologie beauftragt wurde. (Ich weiß nicht, ob der Minister selbstherrlich verfügte oder ob die Fakultät befragt wurde.) Trotzdem liegt die Sache nicht so einfach, wie sie sich in den Köpfen der verdienstvollen Junghegelianer des Vormärz darstellt.

In einer biographischen Skizze, etwa aus dem Jahr 1854, die wahrscheinlich wieder von Gruppe selbst her stammt, heißt es: „Als Bekämpfer der hegelischen Philosophie war Gruppe stets aufmerksam auf die aus ihr sich entwickelnden oder an sie sich anlehenden

destruktiven Tendenzen, zumal seit Irreligiosität im Verein mit Demokratie und Sozialismus aufzutreten begannen. Er trat mit offenem Bijter dem für Kirche und Staat bedrohlichen Treiben entgegen. Im Jahr 1848 war er einer der Ersten, welche den über Bord schlagenden und die junge Freiheit bedrohenden Wogen ihre Brust als Damm entgegenstellten. Der Eindruck, den seine mit Wärme geschriebenen Artikel (im Journal „Das neue Preußen“) machten, giebt ihm einen Antheil an dem Verdienst der Rückführung des konstitutionellen Lebens in feste Ufer und in eine für die Dauer lebensfähige Gestalt.“

Nun, so einfach, wie Gruppe sein Vorgehen gegen die Junghegelianer in diesem Rückblick und in den Streitschriften selbst darstellt, ist die psychologische Erklärung seines Auftretens wiederum nicht. Ich bin kein offiziöser Biograph. Ich zweifle nicht daran, daß Gruppe bei den beiden Brochuren gegen Bruno Bauer sich vom Minister Eichhorn hatte beeinflussen lassen, daß er der Regierung des unklar romantischen Königs diene. Aber in solchen Fällen hängt das moralische Urtheil doch davon ab, wer der Mann ist, der einer Regierung seine Feder zur Verfügung stellt. Mag Gruppe auch für seinen Dienst belohnt worden sein, er war auch in dieser Sache kein Soldschreiber. Er war freilich von Herzen kein kirchlich gesinnter Mensch; aber er war in seinem politischen Glauben ein preußischer Altliberaler, heute könnte man etwa sagen: ein Freikonservativer. Und es darf nicht vergessen werden, daß er schon im „Antaeus“ auf die Gefahr hingewiesen hatte, den die Hegelei gegen das Christenthum barg in ihrer Anbetung der Begriffsbewegung, innerhalb welcher jede Religion nur ein zu überwindender Standpunkt sein konnte. Ich meine: in diesen unglücklichen theologischen Streitschriften hatte sich Gruppenes Haß gegen Hegel in einen Kampf gegen die junghegelianische Kritik verirrt und verrannt.*)

*) Auf den höheren Boden der Politik gehoben würde wenigstens die erste der beiden theologischen Kampfschriften, wenn eine Hypothese richtig wäre, die sich mir bei wiederholtem Lesen aufdrängte: daß nämlich die ganze Auseinandersetzung von dem Minister gewünscht wurde, um durch sie den König beeinflussen zu können. Dann wäre der Zweck vielleicht gewesen, zwar die Maßregelung der Junghegelianer, der „Philosophen auf Holzschuhen“, zu vertheidigen, aber zugleich vor einer Verschärfung der Reaktion, vor einem Censurverbot, namentlich aber vor einer Begünstigung der Orthodoxen und der Frömmeler zu warnen. Dem klugen Politiker Eichhorn wäre eine

Aus dem stillen Lebenslauf Groupes ist wenig nachzutragen. Im Jahr 1850 vermählte sich der Herr Professor mit der Tochter des Historikers Adolf Müller (Schottmüller). Im Jahr 1862 wurde er zum Sekretär der berliner Akademie der Künste ernannt, als ein Vorgänger seines in der Poesie erfolgreicherer Rivalen Fontane; in dieser Stellung fühlte er sich ganz zufrieden. Im Oktober 1875 traf ihn ein Schlaganfall; er lebte noch elf Wochen. „Der Körper war hinfällig, aber der Geist war frisch und das sonnige, glückliche Gemüth des Dichters ohne Ahnung von Gefahr.“ Er starb am siebenten Januar 1876. Kein Nekrolog verrieth Etwas über die Lebensleistung des Toten. Seine philosophischen Arbeiten waren schon damals vergessen.

*

Die merkwürdigste und persönlichste unter den Dichtungen Groupes ist die epische Dichtung „Firdusi“; sie ist 1856 bei Cotta erschienen und von den Zeitgenossen viel freundlicher behandelt worden als Groupes philosophische Hauptwerke.

Ein Dichter von überragender Gestaltungskraft und reiner Sprachschönheit ist Gruppe auch in diesem Werk nicht. Ein Epigone etwa von Goethe und von Heine. Die Erfindung ist aber sehr ansprechend und in guter Prosa vorgetragen wäre die Erzählung, auch ohne den Schmuck der gereimten Uebersetzungsproben, heute noch gar lesenswerth.

Gruppe hatte eine bekannte Anekdote benützt. Sultan Mahmud verspricht dem Dichter ein Goldstück für jeden Vers des ungeheuren Nationalepos; hält dann nicht Wort und trägt seine Schuld erst an dem sterbenden Dichter ab. Bei Gruppe rächt sich Firdusi im ersten Zorn durch bitterböse Epigramme, die den stolzen Mahmud anfangs in Raserei versetzen, dann aber langsam zur Einkehr und Erhebung bringen. Firdusi ist inzwischen nach Bagdad

folch4 Benützung von Groupes Feder wohl zuzutrauen. Beweise für meine Hypothese kann ich nicht beibringen. Wäre meine Vermuthung aber auch unbegründet, so könnte doch zu Gunsten Groupes daran erinnert werden, daß auch der ganzfreie Lessing gegen freigeisterrische Theologen zu Felde zog: er will das unreine Wasser nicht eher weggegossen wissen, als bis er weiß, woher reineres zu nehmen. (Schlimmer liegt die Sache bei Groupes zweiter Brochure; da wendet sich der Philosoph doch allzu ministeriell gegen den erschrecklichen Atheismus; aber in dieser zweiten Schrift hatte Gruppe viele Angriffe und Beschimpfungen abzuwehren. Uebrigens: wer tolerant heißen will, muß auch gegen Gläubige tolerant sein.)

entflohen, wo er sich am Hof einer gewaltig wachsenden Berühmtheit erfreut. Die Ungerechtigkeit des Sultans Mahmud kann er nicht verschmerzen; Firdusi ist für sich selbst anspruchlos, verachtet das Gold, hat aber nach dem Tode seines einzigen Sohnes den eigentlich faustischen Plan gefaßt, seine Vaterstadt Tus, die unter der Dürre leidet, durch Vorüberleitung eines Flusses reich und glücklich zu machen. Für dieses Unternehmen hatte er sein unerhört hohes Dichterhonorar bestimmt. Deshalb zürnt er seinem Sultan Mahmud noch als ein Achtzigjähriger. Da aber der Kalif von Bagdad den greisen Firdusi jetzt auffordert, in einem neuen Gedicht die Thaten der Araber zu verherrlichen, die Perserfürsten aber, auch Mahmud, zu verunglimpfen, da schüttelt Firdusi Bagdads Staub von seinen Füßen und wandert in seine Heimath zurück, um dort zu sterben. Unterwegs wird er erkannt und Mahmud sendet eine glänzende Gesandtschaft nach Tus, die die einst versprochenen Goldlasten überbringt und die Versicherung der Gnade des Sultans. Firdusi ist aber zu Tus in der ersten Nacht gestorben und die Gesandtschaft begegnet eben seinem armseligen Leichenzug; Niemand in Tus hat gewußt, daß der längst verschollene Mitbürger Abul Kasem der unter dem Pseudonym Firdusi gefeierte Dichter war. Firdusis Erbin, seine hundertjährige Schwester, verwendet das Gold dazu, nach Firdusis Plan die gewaltige Wasserleitung auszuführen.

Auch vor einer genauen biographischen Untersuchung ist es mir gar nicht zweifelhaft, daß Gruppe eigene Sehnsüchte in diese Schilderung eines Dichterschlicksals hineingeheimnißt hat. Leidenschaftlich tönt Groupes stolze Erwartung eines Nachruhms: sein Werk soll seiner Seele Rind und Erbe sein;

„all mein Werth sei drin beschlossen,
 Das soll leben, wenn ich sterbe!
 Daß des Herzens Schlag auf Erden,
 Wenn ich fort bin, noch kann schlagen,
 Daß mein Wort zu den Geschlechtern
 Tönen kann in späten Tagen!“

Und der Dichterphilosoph läßt Firdusi seiner greisen Schwester, der er sich als „ein Dichter von Gewerb“ offenbart hat, auf die Frage „Wird denn Das bezahlt?“ einsilbig antworten: „Schlecht!“ Man sollte nicht übersehen, daß das Epos „Firdusi“ von dem preussischen Beamten Gruppe dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten, „dem hohen Beschützer der Kunst“, gewidmet ist.

Ich schicke mich an, dem Andenken Groupes einen Theil der Schuld seiner Zeitgenossen zu bezahlen. Ich bin nicht der Gesandte

eines Sultans; doch der Zufall hat es gefügt, daß ich im Jahr 1876, in dem Todesjahr Gruppe's, nach Berlin übersiedelte; vielleicht bin ich, als eine Droschke mich nach mancherlei Irrfahrten vor meinen kleinen Gasthof brachte, dem armfälligen Leichenzug Gruppe's begegnet.

Thörichte Phantasie! Das Datum will nicht stimmen, nicht einmal der Monat.

*

Ich bin mir gar sehr bewußt, einen arg hinkenden Vergleich zu wagen, wenn ich Gruppe neben den im Grunde unvergleichlichen Lessing stelle. Aber die Ähnlichkeit wird doch überraschend groß, wenn ich an die literarische Leistung beider Männer erinnere und vorläufig von der Persönlichkeit absehe; dann überrascht bei Beiden die Vielseitigkeit und wieder die Kühnheit fast auf jedem der verschiedenen Gebiete. Wie Lessing, war Gruppe Philosoph und Aesthetiker, Philologe und Dichter.

Als Philologe war Gruppe seinem großen unzüchtigen Vorgänger vielleicht ebenbürtig; er machte, wie Lessing, von dem „Muth, zu irren“, reichlichen Gebrauch, trat aber, wie Lessing, den antiken Autoren freier und frischer entgegen als die Berufsphilologen. Als Aesthetiker beschränkte sich Gruppe entweder auf geringere Fragen (wie die der Uebersetzungsmöglichkeit); oder er lieferte, wie in seiner fünfbandigen Literaturgeschichte, ein gangbares Buch für den Buchhandel und mußte da mit Wasser kochen, was der tapferere Lessing sein Lebtag verschmäht hatte.

Als Denker jedoch steht Gruppe, auch wenn man die Zeitumstände in Betracht zieht, höher als Lessing. Auch Lessing hatte sich von der herrschenden Philosophie seiner Zeit, der Leibnizens und Wolffs, innerlich befreit; besäßen wir aber nicht Lessings unschätzbares Gespräch im „Spinoza-Büchlein“, so wäre Lessings Standpunkt aus seinen Schriften und Briefen nur schwer oder gar nicht zu erschließen gewesen. Gruppe dagegen hat die Modephilosophie seiner Zeit, die Hegelei, mit Scharfsinn und Gründlichkeit in drei werthvollen Büchern bekämpft, zuerst (was nicht hoch genug angeschlagen werden kann und ihm vielleicht seine „Karriere“ verdarb) noch bei Lebzeiten Hegels. Ich durfte bei zwei wichtigen Begriffen, dem der Zufallssinne und des Zweckes im Verbum, auf Lessing als auf einen Vorgänger hinweisen; Gruppe hat die sprachkritischen Ideen viel allgemeiner geahnt und Einzelnes in seinem Zorn gegen Hegels Begriffsbewegung schon klar und bestimmt ausgesprochen.

Als Dichter stand Gruppe, so viele Verse er auch hinterlassen hat, sehr tief unter Lessing, der freilich auch kein Poet im landläufigen Sinn war, kein Nur-Poet; der aber selbst in der Poesie das Höchste erreichte, weil er der Welt in eigener Form seine eigenste Persönlichkeit zu schenken hatte. Und Das ist, wie gesagt, der Punkt, wo ich den prächtigen Gruppe nicht weiter mit Lessing vergleichen darf.

Gruppe war ein starker Kämpfer für die gute Sache, doch er besaß keine Kampfnatur. Er sagte, was er gegen Hegel zu sagen hatte, mit erfreulicher Ruhe und Festigkeit, aber ohne die Leidenschaft des Hasses. Sogar sein aristophantisches Lustspiel gegen Hegel ist ohne das grimmige Lachen, das hier nöthig gewesen wäre. Die Zeitgenossen beachteten den gelehrten Angriff nicht, weil der Gegner nicht vernichtet schien; so blieb auch fast zu gleicher Zeit Robert Mayer in Deutschland durch Jahrzehnte unbeachtet, weil seinem milden Herzen die Kampfeslust fehlte. Und im geheimen Zusammenhang damit auch die eindringliche Sprachkraft, ohne die wir uns die unmittelbare Wirkung eines Luther, eines Lessing nicht vorstellen können. So starb Gruppe, als Aesthetiker, Philologe und Dichter ein Wenig bekannt, ohne als Denker die gebührende Wirkung geübt zu haben.

Ich lege das erste seiner philosophischen Werke, den Antaeus, einem neuen Geschlecht vor. Mehr als achtzig Jahre nach seinem Erscheinen mag es für sich selber sprechen; nur wenige Zeilen mögen den Leser in den Gedankengang des Buches einführen.

Die Briefform ist gewählt, wird ab und zu in gründlichen Abhandlungen beinahe vergessen, aber von Zeit zu Zeit wieder anmuthig aufgenommen. Ein begeisterter Schüler Hegels versucht seinen Lehrer von der Wahrheit des hegelischen Systems zu überzeugen. Die Antworten dieses Lehrers bilden die Hauptsache des Buches: eine vernichtende Widerlegung der Philosophie Hegels. Die ersten Briefe scheinen auf eine Plänkelei hinauszulaufen; doch schon dem vierten Brief wird eine entscheidende Geschichte des Wortes „abstrakt“ beigegeben. Im achten Brief wird langsam schwereres Geschütz aufgeföhren und im zehnten Brief in klassischer Ruhe eine vorzügliche Kritik der ganzen nachkantischen Naturphilosophie gegeben. Nun fängt der Hegelianer langsam zu zweifeln an, läßt Schelling schon fallen und wird auf die Gefährlichkeit einiger hegelischer Abstraktionen (Sein, Werden) aufmerksam. Der Lehrer schlägt in die gleiche Kerbe und bereitet

seinen Hauptangriff durch treffliche sprachphilosophische Darlegungen vor. In einem Intermezzo bestreitet ein gläubiger Theologe Hegels Religionphilosophie. Unbekümmert um diese Nebenfrage holt nun der Lehrer, also Gruppe selbst, im vierzehnten Brief zu den entscheidenden Schlägen aus. Die Sophisterei der spekulativen Sprache wird dargethan, auf die Häufigkeit und die Bedeutung der „reziproken Begriffe“ wird hingewiesen. Der ganze lange Brief ist ein kritisches Meisterstück. Die Sprache gegen Hegel wird allmählich heftiger und ironischer, da Gruppe sich gegen die Konstruktionen von Hegels „Geschichte der Philosophie“ wendet. Nun der Glaube des jungen Freundes schon beinahe erschüttert; er hat inzwischen übrigens auch Groupes Komödie gelesen. Mit immer reicheren Beispielen führt nun Gruppe den Kampf gegen den Mißbrauch abstrakter Begriffe fort und stellt der hegelschen Philosophie der Geschichte eine (leider etwas langathmige) beinahe materialistische Konstruktion der Geschichte gegenüber. Wie vom Standpunkt eines altliberalen Ideals, wird Hegels Lehre, alles Wirkliche sei vernünftig, widerlegt. Der Hegelianer erklärt sich sehr hübsch für besiegt; war auch erschreckt worden (ein neues Intermezzo) durch den Brief eines Kommilitonen, der über der hegelschen Philosophie erst verrückt und dann ein Pietist geworden war. Im letzten Brief zieht Gruppe die Summe seiner brieflichen Untersuchungen. Er läßt Hegeln die Gerechtigkeit widerfahren, daß dessen überaus geistreiches System der Gipfel aller spekulativen Philosophie sei.

Meine Bewunderung für Groupes außerordentliche Leistung darf mich nicht verhindern, auf zwei Punkte hinzuweisen, auf zwei Schwächen der Kritik, die die Wirkung abschwächen konnten. Was die Form betrifft, so ist die Schlagkraft von Groupes Bildern nicht immer so stark wie bei anderen großen Zerstörern in der Philosophie. Und was die Sache betrifft, so scheint es, daß Gruppe die letzte Konsequenz seiner Ideen nicht ziehen wollte oder konnte: er kritisiert fast nur die abstrakten Worte, kaum in besonders glücklichen Momenten die Sprache überhaupt; er scheidet noch zwischen Sprache und Denken. Ich glaube, die beiden Schwächen hängen zusammen: er war (ich erinnere wieder an Robert Mayer) menschlich bescheidener, als sein bahnbrechendes Werk es verlangt hätte.

Ich hoffe, Groupes Bescheidenheit wird ihm bei der Nachwelt nicht mehr schaden.

Meersburg.

F r i e d r i c h M a u t h n e r.

Margarete von Valois.

Was Bildniß der jungen Königin, deren Hochzeit durch das Blatbad der Bartholomäusnacht gefeiert wurde, mag schon um der gräßlichen Beleuchtung willen zur Betrachtung locken, die von diesem Ereigniß darauf fällt. Aber es schwankt wie im Fackellicht zwischen großer Helle und tiefen Schatten: die Zeugnisse, die auf uns gekommen sind (und von denen jetzt W. Fred etliche in zwei graziosen Bändchen des Insel-Verlages vereinigt hat), stellen sie schmeichlerisch in das hellste Licht, wie Brantôme in seinen „*Dames illustres*“; oder so giftige Pamphlete, wie nur französische Königinnen herausgefordert haben, malen ihr Herz und ihre Sitten mit wahrhaft höllischen Tinten. Die Frage, die man sich in beiden Fällen vorlegt, was davon zu glauben sei, stellt man sich allerdings auch vor den Memoiren, welche die nicht mehr ganz junge Königin selbst geschrieben hat. Sie wollte damit der Klage Brantômes, daß sie mit ihrem Gemahl nicht in Einigkeit lebte, antworten; und erzählt, was sie von sich zu erzählen Lust hatte.

Die Familie Margareten von Valois hat in diesem Jahrhundert der Hochrenaissance einige überragende Frauengestalten aufzuweisen. Die Mutter ihres Gatten, die kluge und tapfere Königin Johanna; seine Großmutter, die geistvolle, frische, selbständige Margareta von Navarra, die Verfasserin der Novellen des Heptameron; und ihre eigene Mutter, die gräuliche Katharina von Medici, die mit sehr weiblicher Naivetät alle Konsequenzen des Machiavellismus gezogen hat. Mit diesen im Guten und Schlechten überragenden Frauen darf sich Margareta freilich nicht messen. Denn sie, schöner zweifellos als die anderen, bringt es nicht zu mehr; in ihrer fürstlichen Stellung verpumpt sie; die reizvollen Eigenschaften, die wir an den anderen schätzen, sind bei ihr schon nicht mehr so kultivirt, daß sie zu einer Harmonie kommen. Ihre Selbständigkeit liefert sie nur ihren Launen aus und die geistige Bildung wird von betrüblicher Unsicherheit im Geschmaack beeinträchtigt. Ihre schwülstigen Liebesbriefe zeigen den naturgemäßen Verfall einer Mode, in der sie noch erzogen war, da die Frauen ihre Briefe elegant mit Mythologie zu parfümiren hatten und lernten, alles Pour und Contre, das im Herzen streifen mochte, in der Form eines Dialogs (etwa gleich über die Liebe) in geistvolle Worte zu fassen. Margareten Briefe und Poesien zeigen, was für ein braves und fleißiges Mädchen sie war. Ihre Erzieherin, Frau von Courton, konnte sich rühmen, nicht weniger als sieben Königinnen zu strenger katholischer Gläubigkeit angeleitet zu haben. Kein geringes Verdienst in der Zeit, da hugenottische Ansichten bis in die höchsten Familien drangen. Einige ihrer Schülerinnen wurden schöne und berühmte Damen: Elisabeth, die Gattin Philipps des Zweiten von Spanien, die unglückliche Maria Stuart und die gepriesene schwarzhaarige Königin von Navarra, deren Schönheit unbedingt mehr göttlich als menschlich war, obwohl Don Juan d'Austria, der so urtheilte, auch

bedauerte, daß sie dennoch angethan sei, die Männer zu Grunde zu richten und eher in die Hölle als in den Himmel zu bringen.

Und sie muß sehr schön gewesen sein, wenn Brantôme in der Mittheilung der zahlreichen Atteste von Gesandten, Dichtern und Heerführern, deren Schmeichelei er zu seiner macht, nur halb so verläßlich ist wie in der Beschreibung der Colletten, die sie bei verschiedenen Festlichkeiten trug. Ueber Alles ging ihm eine Robe von spanischem Inlarnatsammet, die reich mit Franzen besetzt war, mit einer Kappe aus gleichem Sammet, herrlich mit Federn und Edelsteinen geschmückt; dazu kam, daß Margarete immer zu ihrer Collette irgendeine unnachahmliche Kleinigkeit hinzuerfand, was dann jede Anstrengung anderer Damen, ihr gleichzukommen, vereitelte. Man fühlt es übrigens dem Ton, dem Wissen ihrer Erzählung an, daß sie diese Erfindungsgabe besessen haben muß. Und dann schwelgt Brantôme in der Erinnerung an die Anmuth, mit der sie die spanisch: Vavanne oder den italienischen Pazzemeno tanzte; oder den Fackeltanz, bei dem die Dame dem Herrn zum Tanzschritt leuchtete. Die Königin von Navarra freilich, jagte ein Höfling, hätte keine Fackel gebraucht, da sie mit ihren Augen Alle in lichterlohen Brand setzen konnte. Die Wälder überliefern eine Ahnung von diesen brutal sinnlichen großen Augen; vor Allem das von Clouet hat Etwas so Sprechendes, daß man es schon für gut halten darf. Man nannte sie ihrem Großvater Franz dem Ersten sehr ähnlich; aber sie muß doch auch sehr viel von ihrer medicaischen Mutter gehabt haben, das volle, edelgeschnittene Gesicht der Italienerin eben so wie das heiße Blut, die impetuoöse Art, mit der sie sich auf ihr Ziel, auf ihr Opfer stürzte.

Wenigstens in der Liebe. In der Politik hatte sie nicht die mindeste Hartnäckigkeit, nach irgendeinem Ziel hinzustreben. Von jeder Laune ihrer Sinne ließ sie sich bestimmen. Deshalb ging Alles schief. So war ihr Debut in der Familienpolitik; und dabei blieb es auch, trotz der ersten bitteren Erfahrung, wie sie das Vertrauen ihres Bruders verlor. Er hatte ihr, da er meist im Feld stand, die Wahrung seiner Interessen bei der Königin-Mutter und damit bei dem jungen König anvertraut. Der Eifer und die Anhänglichkeit des Schwestersohns, das auf diese Mission sehr stolz war, kannte keine Grenzen; aber als sie sich in den Herzog von Guise verliebte, dessen Ehrgeiz ihrem Bruder unbequem war, und vor ihm offenbar das Jünglein nicht hütete, wurde sie ziemlich ungnädig aus der Nähe der Königin-Mutter entfernt. Das war eine große Erschütterung für sie, und als sie das Scharlachfieber, in das sie fiel, überstanden hatte, war sie nach außen eine Andere; eine glatte und kluge Prinzessin, die zwischen Heirathen und Lieben zu unterscheiden wußte. Sie gab dem Herzog von Guise, dem Führer der katholischen Partei, den guten Rath, um jedes Aergerniß zu vermeiden, sich zu vermählen; und heirathete selbst gehorsam, da die Politik eine Versöhnung zwischen Katholiken und Hugenotten forderte, den hugenottischen König von Navarra. Der war ein häß-

licher Mann. Bei der Hochzeitfeier soll Margareta das Ja nicht gesprochen, sondern nur, weil der Cardinal von Bourbon sie von hinten stieß, genickt haben. Doch die Heirath brachte hohen Gewinn: Margareta war nun vollgiltig und konnte mit dreinreden.

Die Festwoche, die von der Hochzeit bis zur Bartholomäusnacht verstrich, genügte, um Katharina von Medici zu belehren, daß diese Ehefchließung ein ganz falscher politischer Schritt gewesen sei. Alle ihre Macht über den König drohte ihren Händen zu entgleiten und die Hugenotten, die in Schaaren nach Paris gekommen waren, wußten den König zu sich herüberzuziehen. Das Attentat auf Coligny mißlang; also mußte man alle Hugenotten umbringen lassen. An dem verhängnißvollen Abend wurde die junge Königin einfach schlafen geschickt; ihr war sehr unheimlich, aber zu widersprechen wagte sie nicht; und das gellende Läuten des Glöckchens von Saint-Germain l'Auxerrois, das Zeichen zum Blutbad, verschloß sie. Gegen Morgen weckte sie ein Poltern an der Thür und der Ruf: „Navarra!“ Ein blutender Edelmann, von vier Häschern verfolgt, stürzte herein, ans Bett der Königin, klammerte sich an sie und machte ihr Hemd ganz blutig; nachher, als ein Gardehauptmann die Häsher verjagt hatte, mußte sie es wechseln und erfuhr nun erst, was geschehen war.

Katharina suchte später die Tochter zu der Erklärung zu bewegen, Heinrich sei kein rechter Mann; dann konnte die Ehe geschieden werden. Margareta behauptet, sie habe damals gar nicht verstanden, was gemeint sei, und entgegnete bescheiden, sie wolle auf ihrem Platz bleiben. So gehorsam das Mädchen gewesen war: die Frau, die Königin, fühlte sich mündig und wollte das Vergnügen ihrer eigenen Intriguen haben, zu denen sie erzogen war und die sie auch reichlich wieder anwandte, wenn man sie mit ihrem Gatten und ihrem Lieblingbruder, dem Herzog von Alençon, zu entzweien suchte. Nur geschickt war sie leider gar nicht; auch nie eine ganz ernst zu nehmende Gegnerin. Denn sobald es nöthig war, sie zu ducken, machte man einfach über eine ihrer längst offenkundigen Liebschaften Skandal. Dann stellten sich wohl alle ihre Liebhaber auf die Seite des Gatten, der, kriegerisch gerüstet, drohte, weil man ihm die Mitgift der Königin noch vorenthielt; „guerre des amonreux“, spottete das Volk. Während man sich schlug, reiste sie nach Spa ins Bad, in einer Cänste, die mit Säulen geziert und mit infarntfarbigem Sammet ausgeschlagen war und auf deren Fenstern vierzig sinnreiche Devisen auf die Sonne und deren Wirkungen gemalt waren. Zu Gunsten des Lieblingbruders wiegelte sie nun Flandern auf. Die Wirkung ihrer Schönheit währt aber nicht lange und die Rückreise durch die revoltirten Gebiete war weniger vergnüglich.

Das Schlimmste war, daß sie jetzt eigentlich nirgendwohin gehörte, nicht zu den Ihren, die katholisch waren, und nicht zu ihrem Mann, der längst wieder Hugenott geworden war. Immer hat sie bitterböse Feinde, gegen die sie, als verfolgte Unschuld, den harmlosen Leser aufzubringen weiß; auf den Herrn von Guast, mit dessen Befei-

tigung sie sich als gelehrige Schülerin ihrer Mutter erwies, folgen die Mignons, die widrigen Günstlinge des widrigen dritten Heinrich. Und als sie endlich, nach sechs Jahren, in das Land kommt, dessen Königin sie sich nennt, ist es wieder ein Hugonott, der ihr die Ausübung ihrer Religion erschwert. Auch ein intrigantes Liebchen ihres Gemahls ärgert sie. Nicht mit der Liebe; Margarete war sehr zufrieden, den König versorgt zu wissen. (Nebenbei erfährt man hier, daß ihre Hize den Herrn von Turenne, der nicht sündigen wollte, in die Flucht schlug.) Als ihr Kammerfräulein, das der König liebt, in die Hoffnung kommt, ist ihr Bestreben nur darauf gerichtet, die Intriguen, die das kleine Geschöpf in dem Wunsch nach der Krone gleich anfängt, niederzuschlagen; und als der König ganz unverfroren von Margarete verlangt, sie möge der Kleinen in der schweren Stunde beistehen, thut sie auch Das und sträubt sich höchstens gegen die Zumuthung, sie nachher noch, schläfrig und totmüde, zu besuchen. Erst als sie wieder, nach sechs Jahren, nach pariser Lust gelüstete, verließ sie das langweilige Bearn. Bessere Unterhaltung scheint sie auch in Paris gefunden zu haben; wenigstens konnte man ihr, als es zum Krach kam, der sie unschädlich machen sollte, eine eigens angefertigte Liste ihrer Liebhaber vor die schönen Augen halten, die gewiß ganz unschuldig erstaunt drein sahen. (Die Liste haben wir nicht mehr, aber ihren Briefwechsel mit einem schönen Herrn von Chanballon, dem sie Jahre lang besonders zugehan zu sein scheint und der als Vater ihres Sohnes gegolten hat.)

Nun gieng ihr schlecht. Man jagte sie aus Paris, nahm ihr den Hofstaat und der König ritt auf der Landstraße an ihr vorbei, ohne sie zu grüßen. Mehrmals sprach sie noch zu ihm und machte ihm Szenen; aber es half nicht. Aus ihrem Sitz Agen vertrieb sie ein durch Erpreßung entstandener Krawall. Sie sah auf der Flucht hinter ihrem Kavaliere auf dem Pferd, wurde gefangen und in entlegene Schlösser verbannt. Dort hört sie jeden Tag die heilige Messe, liest und schreibt nun nicht nur Klagen über Geldmangel und sehnstüchtige Briefe an Herrn von Chanballon, sondern auch ihre Lebenserinnerungen, treibt Musik, singt zur Laute, läßt Kinder zu sich kommen und Chöre singen; und sucht in der Langeweile solchen ihyllischen Daseins finsternen Schloßhauptmännern ein Lächeln zu entlocken (bei dem es dann nicht bleibt).

Inzwischen gingen draußen in der Welt große Dinge vor. Ihr Mann war König von Frankreich geworden, hatte den Gräueln der Religionskriege ein Ende gemacht und der Name Heinrichs des Vierten wurde berühmt. Margarete aber wurde nicht Königin von Frankreich. Erst jetzt, da Heinrich seinen Thron zu festigen hatte, kam ein sehr wesentlicher Punkt der Ehe zur Erwägung. Er brauchte einen Erben und Margarete hatte ihm keine Kinder geschenkt. Da bekam dieses Eheband, das vollkommene Gleichgiltigkeit fest gemacht hatte, Risse. Anfangs sträubte sich die Königin gegen eine Trennung; einer Maitresse, der schönen Gabrielle d'Estree, wollte sie nicht weichen. Aber nach deren Tod, als der Papst Maria von Medici zur Königin von

Frankreich vorschlug, fand sie Das wenigstens „standesgemäß“, und da sie nun noch dazu nach Paris zurückkehren durfte, mochte ihr Alles gleich gelten. Der König schickte ihr Herrn von Chanvallon als Empfangskavalier entgegen; mit diesem Sarkasmus sagte er seiner Frau Lebewohl. Fein war es eben nicht.

Aber am Ende mochte doch wieder Margarete lächeln, wenn sie hörte, wie schlecht es auch ihrer Nachfolgerin in der Ehe ging, mit der der König am Tag nach der Hochzeit zu streiten, ja, bald regelrecht zu raufen anfang, so daß manchmal die Minister häuslichen Frieden stiften mußten. Margarete war jenseits von solcher Bläderei angelangt. Ihr Ende ist grauslich. Sie war in den Fünzigern und ihr Tag von Unbacht und zärtlicher Wonne ausgefüllt. Ihr war jeder Mann recht. Sie sah aus ihren Fenstern im Faubourg Saint Germain hinab auf die Quellwiese; und gefiel ihr einer von den Studenten, die sich dort tummelten, so ließ sie ihn rufen. Aber auch Pagen gab es und Flötenspieler und Stallknechte. Die letzte Valois; „das Ueberbleibsel aus einem großen Schiffbruch“, die Letzte aus einer stattlichen Rinder-schaar, von der sie allein das fünfzigste Lebensjahr überschreitet.

Wien.

M a g M e l l.



Verse.

In Blick aus ein paar dunkelblauen Sternen.
 Weh mir! Wer sah mich so schon einmal an?
 Was drängt aus längst verfunkenen Jugendfernern
 Schmerzhaft an mein Erinnern sich heran?

War es ein Herz, auf das im Vorwärtsfahren
 Im Ungesäumten ich den Fuß gesetzt,
 Wars eine Seele im Vorübergleiten,
 Die achtlos übersehn ich und verlegt?

Ich weiß es nicht; und doch, als müßten rächen
 Sie ungefühnt gebliebenes, altes Leid,
 So fühl ich Deine Augen zu mir sprechen
 Und zittre doch ob ihrer Schweigsamkeit.

Neußadt a. H.

E. S c h w a n g a r t.

Opéra Comique.*)

ines Tages wohnte Rameau einer Probe bei, die Rousseau veranstaltete. Rousseau konnte sich nicht enthalten, ihn nach seinem Urtheil zu fragen, aber Rameau war vorsichtig und schien zu zögern. Dreimal fragte ihn Rousseau, dreimal antwortete Rameau: „Soll ich die Wahrheit sagen?“ Rousseau war unklug genug, darauf zu bestehen, und der Andere sagte frei heraus: Einiges sei gut, Einiges sei schülerhaft, die Rezitative zeigen eine andere Hand. Seitdem war die Feindschaft der Beiden besiegelt, die ja tiefere Gründe hatte. Grétry erzählt diese Geschichte in einem Brief an den Padre Martini und faßt Rousseaus Erbitterung, die in dem berühmten Artikel des Dictionnaire über Rameau zum Ausdruck kam, als bloße persönliche Rancune auf. Er hatte wohl Grund dazu, denn ihm selber war Rousseau nicht anders begegnet. Es ist bei der Wufführung von Grétrys Fauss: Magie. „Ich bin glücklich, Sie kennen zu lernen, Herr Grétry.“ „Sehr liebenswürdig.“ „Haben Sie auch eine Frau?“ „Ja, sie ist eine Künstlerin.“ „Das ist gerade das Rechte, ich liebe die Naturkinder, wir wollen recht oft zusammensein.“ Die Beiden gehen zusammen fort, und da gerade auf der Straße gearbeitet wird, ist Grétry so höflich, Rousseau beim Uebergang ein Wenig zu stützen. Rousseau aber stößt ihn zurück und sagt: „Lassen Sie mich, bitte. Ich helfe mir allein.“ Er nahm es todübel; und sie haben sich nicht wieder gesehen. Gleichwohl, wie das Schicksal ist, Grétry wohnte später in der selben Montmorencywohnung, die Rousseau berühmt gemacht hat.

Aber schalten wir Rousseau, den philosophischen Begründer einer höchst unphilosophischen Kunstgattung, aus; seine persönliche Reizbarkeit fällt ganz aus dem Stil der Komponisten dieser Schule, die stets von einem großen Wohlwollen und oft einem selbstlosen Interesse für einander befeelt waren. Der einzige Intrigant unter ihnen war Fouard, den dafür heute das Volk auch vergessen hat. Er schuf dem jungen Auber Schwierigkeiten und er trat mit Boieldieu in einen persönlichen Konkurrenzkampf. Er machte die Erfahrung, daß die Akademie ihn nicht nach dem Maß einschätzte wie er sich selbst. Nach Monsignys Tod sollte dessen Nachfolger gewählt werden. Die Entscheidung fiel schwer und erst nach zwölf Touren gab man Catel den freien Sitz. Mehul starb und Boieldieu kam an dessen Stelle. Fouard

*) Herr Professor Wie läßt im Verlag von S. Fischer ein großes, mit vielen Bildern und bunten Tafeln geschmücktes Werk erscheinen, das, unter dem Titel „Die Oper“, die Genesis, das Wesen, den Wandel dieser Kunstgattung zeigt und auf dem Weg von Gluck zu Strauß eine Fülle bisher unbeachteter Thatfachen, Zusammenhänge, Kultur Symptome belichtet. Das Bruchstückchen, das hier veröffentlicht wird, kann erweisen, daß aus ernstern Studien nicht eine dürre Gelehrtenarbeit, sondern das vielfarbige Kunstbuch eines Künstlers entstanden ist.

wurde sehr traurig und soll an diesem Aerger dahingefiecht sein. Die Anderen aber hielten gut zusammen und fanden sich mit Vergnügen bereit, Gelegenheitopern gemeinsam zu arbeiten. Eine solche Compagniarbeit wie in dieser Zeit hat es nie wieder gegeben und Stücke, die von mehreren Librettisten verfaßt und von noch mehr Komponisten oertont waren, gehörten nicht mehr zu den Ausnahmen. Jeder machte seine Nummern und das Ganze gewährte dem Publikum den Spaß, Namen zu rathen, und der Kritik den Ruhm, Namen zu deuten. Boieldieu führte in einer solchen Oper, Charles de France, den jungen Hérold ein, Cherubini komponirte nicht nur, sondern malte sogar mit Boieldieu zusammen und Adam schätzte Auber so hoch, daß er dessen Jugendwerke gern seinen ängstlichen Schülern zeigte: „Seht Ihr, Das schrieb er im Anfang, es war nichts; und er ist doch ein so großer Meister geworden.“ Sobald Einer außerhalb dieser Gruppe zu Wort kam, klang das Urtheil gleich anders. Berlioz hat im Journal des Debats eine vernichtende Kritik über Zampa geschrieben, die so ungerecht wie möglich ist: er wirft Hérold die vielen Vorhalte vor, die die Afforde denaturiren, die Herbheit der Dissonanz zur Dissonanz steigern und Süßigkeit in Fadsheit wandeln. Gewiß ist Zampa kein Meisterwerk, aber gerade die Overture, die Berlioz vor Allem treffen will, ist noch ihr Bestes und von solchen Fehlern ganz frei. Hérold begnüge sich, sagt er, mit Motiven, so winzig und unbedeutend, wie Rossini sie etwa mal fallen lasse, wenn er müde sei. Rossini selbst, wohl bewußt, was ihm viele dieser Kollegen an Rhythmus und Linie verdankten, stellte sich viel freundlicher. Er wohnte eine Weile mit Boieldieu im selben Haus Boulevard Montmartre 10. Rossini lobt die Versteigerungszene der Weißen Dame über Alles, die gute Führung und das stilvolle Ensemble. „Wir, lieber Boieldieu, wir Italiener hätten viel mehr Lärm dabei gemacht mit felicità, felicità und solchen Dingen.“ Boieldieu ist gerührt, und als er sich empfindet, um in seine höhere Etage hinaufzugehen, sagt er zum Abschied: „Ich bin Ihnen doch nur über, Meister, wenn ich schlafe.“ Die Bewunderung Rossinis geht in dieser Zeit über Alles hinaus, was wir uns heute vorstellen können. Er war ein Gott, ohne Widerspruch. Man sagte, Haydn und Mozart könne man nachmachen, aber schlecht, Rossini sei unnachahmlich, er habe einen neuen Stil geschaffen, der sein Eigenthum sei. Sein Bonmot ist das Orakel dieser ganzen Familie von Autoren, die für einander lebt, wirbt, arbeitet und hofft. Ein natürliches Mittel, dieser Gemeinsamkeit Ausdruck zu geben, finden sie in der Schriftstellerei. Von Favart bis zu Adam schreiben sie fast Alle Erinnerungen, Kritiken, Hymnen, mit vielem Geist und noch größerer Herzlichkeit, selten etwas Abfälliges über ihre Kollegen. Die ganze Zeit ist förmlich besetzt mit plaudersamen Memoiren der Autoren, die die selbe Behaglichkeit ausströmen wie ihre Werke und zu der Hochschätzung dieser Stücke so viel beigetragen haben, daß wir uns heute wundern müssen, wie ernst man die kleinste komische Oper nahm. Der

nationale Familiensinn der Opern selbst scheint sich in ihnen widerzuspiegeln und hat bis auf ihren jüngsten Biographen fortgewirkt, Bouglin, der Boieldieu gegen Wagner ausspielt und Hérold mit Weber vergleichen möchte.

In dieser Familie giebt es freilich keine Rossinis. Alle sind nette kleine Leute, bald etwas fleißiger, bald etwas leichtsinniger, die im Allgemeinen ihren gleichen Trab gehen und von der Bourgeoisie ihrer Werke sich so viel angeeignet haben, daß sie von ihrer Biederkeit abfärben. Die meisten von ihnen fangen ein Bißchen dilettantisch an, um dann durch ernstere Studien die innere Wandlung zu erleben, und Viele geben eine Kaufmanns-carriere auf, um dem schöneren Ziel zu folgen, als Romanzenkomponisten die Damen zu entzücken. So sehen wir den jungen Auber in den Salons des Fürsten Chimay mit seinen leichten Liedern glänzen, bis ihn der Tod des Vaters zum Beruf zwingt und er zu Cherubini geht. „Arbeite!“ „Ich bin es nicht gewohnt.“ „So stürz Dich zum Fenster hinaus!“ Auber nennt die Zeit vor dieser Katastrophe die seines Brautstandes mit der Musik; sie war seine Geliebte gewesen, jetzt wurde sie seine Frau. Boieldieu fühlte es nicht anders; auch sein Erwecker und Gewissenspeinigter ist Cherubini; und von diesem Augenblick an hört er auf, „glücklich zu sein“. Obdachlos war er von Rouen nach Paris gekommen, seine erste Oper erlebt er, als er die Nacht auf der Flucht bei Hirten zubringt. Was soll er in Paris? Er will sich in die Seine stürzen; ein alter Diener seines Hauses rettet ihn. Zweite Oper. Er verliebt sich in die Tänzerin Clotilde Malfleurai, er heirathet sie, aber sie bleibt die Dirne, die sie gewesen ist. Er flüchtet vor ihr nach Rußland, den Spuren Sarats folgend, der einst seine ersten Romanzen in den Salons gesungen. Dritte Oper? Ach, Das sind keine großen Erlebnisse und er muß ruhig warten, bis diese Frau stirbt. Eine ähnliche Geschichte kehrte schon in friedlicherer Form bei Adam wieder. Da war es ein Baudevillemädel und er muß sie gegen den eigenen Willen heirathen. Alle brechen mit ihm. Aber er erreicht die Scheidung, und als auch er nach Rußland geht, ist es nicht aus solchen Gründen. Diese Leute machen nicht viele Reisen, sie sitzen in Paris fest und haben nichts von der Fremde und von der Natur. Adam beschreibt in seinen Erinnerungen eine Reise nach Grindelwald. Es kommt dabei nichts heraus als Angst vor Gletschern. Sie sind große Arbeiter und spinnen sich ein. Sie schreiben so unendlich viel, daß man gar nicht Flug daraus wird. Selten entschließen sie sich, wie Monsigny und Boieldieu, Schluß zu machen, wenn sie merken, daß es nicht mehr geht. Sie müssen auch verdienen. Nicht Alle, wie dieser Monsigny, verstehen sich auf Nebeneinnahmen aus Domänen- und Kanalinspektionen. Das war noch die alte Zeit. Jetzt ist man ja nichts als ein Berufsmusiker und kann nicht mehr mit dem Ruhm auskommen, wie Grétry, der wenig Aemter hatte. Man wird Direktor und Lehrer am Konservatorium, Hofkapellmeister oder so Etwas; aber die poli-

tischen Wellen spülen diese Stellen weg wie Sand. Da giebt es im besten Fall kleine Pensionen. Oder die neue Gründerwuth entflammt auch die Komponisten. Adam gründet schon ein Théâtre National und verkracht erst recht. Also komponirt man eben ruhig weiter, und wie es kommt, so ist es. Das Leben ist ja immer das selbe, und bleibt man heiter, so thut es Einem nicht viel. Man schreibt und schreibt und richtet sich ein, auch mit dieser verfluchten Politik, die Einem den Stuhl unter dem Rücken fortzieht und die Einen doch so herzlich wenig interessiert. Man hat seine freiheitliche Gesinnung, die aus England gekommen sein soll, wie diese Musik aus Italien gekommen sein soll. Man weiß Das schon gar nicht mehr. Gelegentlich wird ein aktuelles politisches Stück komponirt, je nach der Lage *Barraas*, *Denys le tyran*, *Henri IV.* oder *Bayard à Mezières*; sonst seien wir froh, mit dieser Angelegenheit nichts zu thun zu haben. Es kommt vor, daß Opern politische Erregungen auslösen, sagt man uns. Wir wissen nichts davon. Das muß ein Zufall sein. Die Musik ist eine unpolitische Macht und vielleicht wird sie gerade darum unsere Opern viel länger am Leben erhalten. Legt die Liste von Rubers Opern neben die Geschichtstabelle; sie berühren sich nicht im Geringsten. Freilich haßte er die Commune; und es war ein Glück für ihn, als er mitten in ihrem Lärm 1871 starb, daß man erst geordnete Zustände abwartete, ehe man ihn beerdigte. Eben weil er das Geordnete liebte, war er unpolitisch. Denkt nur an den guten Boieldieu, den sie beinahe für einen Verschwörer gehalten und dem sie ein Finale machen wollten, für das er sich bedankt hätte. Er sandte, als er sich in der Stellung des petersburger Hofkompositours von seiner Clotilde erholte, einmal eine Oper in verschiedenen Paketen nach Paris und numerirte sie si, mi, sol Uha, denkt der Grenzwächter, Dich haben wir! Das heißt six, Das heißt mille, Das heißt soldats. Tableau! Mag sein, daß diese Komponisten sechstausend Soldatenlieder geschrieben haben, aber Das war für die Armee der Großherzogin von Grolstein.

Zwei Generationen von Komponisten lösen sich in dieser Familie ab; den größten Lebensbogen spannt Ruber, der neunundachtzig Jahre alt wurde und das ganze Schauspiel der Operngeschichte von Grétry bis Wagner zu sehen bekam. Seine Memoiren hätten so ziemlich dieses Buch sein können, aber er ist einer der Wenigen gewesen, die nicht geschrieben haben. Und er hat sogar bis jetzt nicht einmal eine ordentliche Biographie bekommen. Wer weiß, was hinter seinem schweigsamen Mund ruhte und hinter seinem sichtlichem Phlegma, mit dem seine feurigen Augen, wie Bouillys Memoiren ihn masken, in dauerndem Widerspruch standen? Er sitzt in seinem weiß-goldenen Salon und „sammelt wie eine Biene“. Er pflegt die Pferde und ruft seine Lieblinge Figaro und *U'mavda*. Er lebt und weiß und sagt es nicht: eine vergnüglich zynische Kälte nennt es Wagner. Im großen Premierenwinter 1800 war er achtzehn Jahre, hatte seine jugendlichen Romanzen hinter sich und wartete als Kaufmann in England auf

den Schicksalsruf. In diesem Jahr kam der Wasserträger Cherubini heraus, Mehuls Ariodant, Bertons Désire, des guten Dalayrac *Maison à vendre* (er machte jedes Jahr zwei Opern), die *Dame voilée* des Mengozzi, der mit seinen Kompositionen dem eigenen Gesangsruhm (eine pariser Spezialität wie einst der Bariton Solié) gefährlich wurde, bis er sich in der Abfassung der großen Singschule des Konservatoriums beruhigte, und dann gab es im selben Jahr noch Voieidieus Boniowski und Khalif von Bagdad, mit denen dieser fünfundzwanzigjährige Autor seine ersten, wohlbeachteten Visitenkarten abgab. Grétry war damals achtundfünfzig Jahre alt, aber noch rüstig genug; nachdem er 1794 gleich vier Revolutionoperchen in einem Jahre fertig hatte, war er jetzt gelassener geworden und setzte alle zwei Jahre ein gut bürgerliches Stück ab. Monsigny, der nur einige Monate weniger zu leben hatte als Auber, war Zweiundsiebzig, aber er ließ längst keine Oper mehr aus seinem Schreibtiisch heraus und dachte behaglich alter Zeiten. Man setzte neue Hoffnungen auf den Rodolphe Kreutzer, den Violin-Kreutzer, der die Geigenschule des Konservatoriums schrieb, oder auf Catel, der dessen Harmonieschule übernahm, Bruni, Carafa: es gab Keinen, der nicht mal durch eine komische Oper von sich reden machte. Am Meisten aber sprach Rodolphe Kreutzer, dessen persönliche Beziehungen heute noch ihre Wärme uns nachfühlen lassen, von dem jungen Hsuard, der in Malta geboren, Malteferkapellmeister gewesen und nun unter dem Namen Niccolo nach Paris gekommen war, sein Glück zu versuchen. Damals begann er, genau so alt wie Voieidieu, seine Carriere und ist mit ihm immer im Wettstreit geblieben, ein leichtsinniger und, wie wir sahen, ränkesüchtiger, aber sicherlich begabter und interessanter Mensch, der unruhigste Geist unter allen und darum der erfolgloseste. Sein Name ist damals in Aller Mund; achtzehn Jahre danach war er schon tot.

So etwa zeigt sich ein Durchschnitt durch das Jahr 1800. Steigen wir sechsunddreißig Jahre herunter, so ist das Bild noch sehr frisch, nur im Personalbestand verändert. Adam ist soeben mit einem seiner populärsten Werke aufgetreten, dem Postillon von Conjumeau, der vielbewegliche Adam, Komponistensohn des Pianistenvaters, Adam, der immer überall ist, in jedem Theater, wie kein zweiter, in der engen Taille, die Hände trollend, mit seinem härtigen, etwas maliziösen Gesicht, immer thätig, immer spielend, immer schreibend, im besten Alter, dreiunddreißig Jahre, und voll von Plänen für sein Glück. Sein Lehrer und Weder Voieidieu war vor zwei Jahren gestorben, nachdem er flug genug gewesen, seinen *Deux nuits* keine Oper mehr folgen zu lassen. Auber aber war auf dem Zenith. Dieses Jahr gab es seine *Ambassadrice*, die so viel in der Welt herumreiste und von Adam für sein Meisterwerk erklärt wurde. Nicht weniger regte sich Adam über den „Bliß“ von Halévy auf, der soeben keine Premiere bestanden und die überraschende Begabung des Großoperkomponisten für das Genre der eleganten Komik bewiesen hatte, in diesen schmalen Grenzen

von nur vier Personen, zwei Tenören und zwei Sopranen, ohne Chor; eine feingeführte Melodie, eigenartige Knappheit des Rhythmus und sorgfame Faktur der Ensemble, die uns heute einer besseren Gelegenheit würdig zu sein scheinen. Kurz vor dieser Arbeit hatte Halvay das traurige Amt übernommen, die nachgelassene Oper *Hérold's* zu bearbeiten. *Hérold*, den Alle liebten, die ihn kannten, hatte als Wunderkind begonnen, dann sich kläglich als Begleiter, Chordirektor und Repetitor durchschlagen, bis ihm in schneller Reihenfolge die Opern *Jampa* und *Schreiberwiese* eine Popularität brachten, die er leider nicht mehr auskosten konnte; er starb, weil er keine Zeit und kein Geld gehabt hatte, sich zu pflegen. Indessen traten schon neue Bewerber heran, die sein Andenken schneller, als man dachte, vergessen lassen sollten. Aus *Mecklenburg* war ein *Friedrich Freiherr von Flotow* nach *Paris* gekommen, der gerade in diesen Jahren seine ersten Bühnenproben im Genre der leichten komischen Oper ablegte. Er attachirte sich an den vier Jahre älteren *Grisar*, auch einen Ausländer, Belgier wie *Grétry*, der seinem Chef in *Liverpool* ausgerückt war und bei dem *Böhmen Reicha*, dem Nachfolger *Boieldieu's* am Konservatorium, Unterricht nahm. Dort trafen sie zusammen, der junge Antwerpener mit dem mecklenburger Diplomaten, und mit ihm arbeitete er manche Opern gemeinsam, wie Dieser später mit *Offenbach* arbeitete. Die internationale Familie findet sich auf diesem lodenden Boden und die Theaterlust schwebt fühlbar, ein Gemisch von Lichterduft, Coullissenleim, Parfum und Stallgeruch, um die Schicksale abendlicher Menschen. Man streift sich durch die langen Haare, diskutirt über die letzte Premiere, klatscht über einen Sänger, stürzt aus einer Akademie-sitzung, giebt einer Sängerin das *Rendezvous* im *Mabille*, lobt einen jungen Mann wegen einer Romanze, schwärmt en passant für das Landleben und freut sich auf seine nächste Oper *à grand tralala*. *Adam* schreibt freundlich und galant über Alle, Kritiken und Briefe (aber keine Briefe sind charmanter als die von *Boieldieu* an *Berton*), er schreibt über *Massé*, der einst *Aubers* Nachfolger in der Akademie werden wird, er erwischt gerade noch *Maillart's* *Eremitenglöckchen* und das erste Operchen von *Delibes*, dessen graziöse Ballets uns heute noch amüsiren, während seine *Lafme-Oper* an der selben versteckten Stilmischung sterben mußte, die *Offenbach* zum offenen Bekenntniß der Operette führte. Und wieder, wenn die Saison naht, fliegen die Briefe nach *Paris*, von *Petersburg*, von *Wien*, von den Landsitzen, Briefe über die Theater und die Sänger, Wünsche und Befürchtungen; sechsmal muß die komische Oper schließen, *Cholera*, *Bankerot*, wer weiß, was Alles, hier und da auf den vielen wechselnden Bühnen. Wird der große Tenor *Ponchard* zur Stelle sein und der natürlich eben so große *Ellebiou* und der große Baß *Chenard*, wird der große Bariton *Martin* singen dürfen? Er rettete *Boieldieu* eine Ammenarie aus der riskanten Tante *Aurore*, mit der seine Weltcarriere begann; *Boieldieu* soll „*Neige*“ komponiren. *Neige*? Nein, Das macht er nicht, es ist für *Martin* keine Rolle drin. Und *Auber* macht *Neige*

und gewinnt sein erstes Spiel. Die Vestalin? Nein, keine Rolle ist darin. Und Voieledieu lehnt sie ab und Mehul lehnt sie ab, bis Spontini sie macht und auch sein erstes Spiel damit gewinnt. Voieledieu ist für die Regnault, die an Charme ersetzt, was ihr an Musiz fehlt, natürlich ist Fouard für die Saint-Aubin, die eine große und schwere Stimme hat, aber so kurzen Athem. Fouard ist schlau und schreibt für beide Damen Rollen in seinem Aschenbrödel. Voieledieu bleibt nicht zurück und macht den selben Trick, zwei Jahre später, im Johann von Paris. Wenn sich diese Herrschaften nur wenigstens während der Aufführung vertragen! Es naht die Premiere des Postillon. Adam setzt sie gerade auf Freitag an, auf Freitag, den dreizehnten Oktober. Chollet singt den Chapelou, seine Frau, die Prevost, die Madeleine. Natürlich zanken sie sich vorher wie die Jersinnigen. Sie wollen in den Proben nicht zusammensingen. Wer weiß, was er wieder auszufressen hat! Aber er arbeitet der Weltgeschichte vor und legt ihr nach dem ersten Akt ein Bracelet in die Garderobe. Das Bracelet rettet die Stimmung; und das Publikum, in seiner Sensation befriedigt, sieht eine Oper die Ehe zusammenbinden, die schon zu sehr Oper geworden war, es bereitet einen doppelten Triumph.

Madeline: Den heitern Sinn soll uns jetzt nichts,

ja, nichts mehr rauben.

Ich liebe Dich,

ich liebe ewig Dich allein.

Chapelou: An leidige Prophezeiung will ich nimmer glauben...

Oskar Wie.



Französische Wirthschaft.

Das französische Staatsbudget zeigt ein Defizit von 800 Millionen. Diese Unterbilanz, die dem Ausland den Glauben an Frankreichs Reichthum nehmen könnte, muß beseitigt werden. 500 Millionen des Fehlbetrages will man durch eine Anleihe, den Rest durch neue Steuern decken. Herr Charles Dumont, der Herr der Finanzen, hat einen Gesehentwurf vorgelegt, der eine dreiprozentige Anleihe im Gesamtbetrag von 1300 Millionen Francs vorschlägt. Neue Dreiprozentige! Im Deutschen Reich gelingt es kaum, vierprozentige Staatsschuldverschreibungen unterzubringen. (Das Preußenkonfortium hat zwar die vierprozentigen Reichsanleihen von 1913, 100 Millionen, ausverkauft, sitzt aber noch auf einem ziemlich dicken Padet preußischer Konsols. Und die Angst vor den nächsten Emissionen ist so groß, daß das Gerücht, Preußen werde in den ersten Wochen des neuen Jahres auf dem Rentenmarkt erscheinen, den Kurs ins Wanken brachte.) Frankreich aber darf an eine „Ewigkeitrente“ mit drei Pro-

zent Zinsen denken. Ob der Plan Erfolg haben wird? Der Appell an das Nationalgefühl hat an der Seine selten versagt. Freilich hat das Gerede über die neue Milliarde den Kurs der alten Rente nicht unberührt gelassen. Er konnte den besten Platz des Jahres (91) nicht behaupten und ist auf 87 gefallen. Die schlechteste Notiz war 83¼. Die hat die französische Staatsanleihe also um 4 Prozent geschlagen. Das ist mehr, als die dreiprozentige Deutsche Reichsanleihe von sich sagen darf. Als die Rente perpétuelle in Paris plötzlich Haussegefühle zeigte, wußte man zunächst nicht, ob die Liebe wieder erwacht oder ein Eingriff versucht worden sei. Schließlich erfuhr man, daß einige Millionen Rente zur Anlage in öffentlichen Kassen angekauft worden seien und daß durch diese Käufe die Baissiers, die gefigt hatten, zu Deckungen veranlaßt wurden. Die Nachhilfe hat drüben besser gewirkt als bei uns alle die Mittel, die zum Wohl der Staatspapiere erdacht worden waren. Die neue Anleihe muß lehren, ob mit dem niedrigen Zins noch zu arbeiten ist. Im vorigen Jahr hatten vierprozentige Papiere große Erfolge. Eine vierprozentige pariser Gasanleihe (250 Millionen Francs) wurde achtzigmal gezeichnet.

Die französische Staatsschuld umfaßt etwa 25 Milliarden Mark; der größte Theil dieser Summe gehörte der dreiprozentigen Rente perpétuelle. Die deutschen Reichs- und Staatsanleihen geben etwa 22 Milliarden und machen 25 Prozent des in Werthpapieren angelegten Kapitals aus. In Frankreich ist die Gesamtziffer der vorhandenen Effekten etwas größer als in Deutschland. Das Verhältniß der Staatspapiere zu den übrigen Vertretern der Gattung ist in beiden Ländern ziemlich gleich. Der französische Minister will in sechzig Jahren mehr als 3500 Millionen Francs zurückzahlen lassen. Tilgt er durch Rückkauf der Stücke an der Börse, so erleichtert er sich die Amortisation, nimmt aber zugleich dem Kurs eine Chance; denn der Fiskus, der seine Schuldbeschreibungen zurückkauft, hat ein begreifliches Interesse daran, sie billig zu bekommen. Die Mittel zur Amortisation sollen aus der Erbschaftsteuer fließen. Diese Quelle gehört nicht zu den reizvollsten Plänen des vom Finanzminister abgesteckten Geländes. Ihr Murmeln wird die guten Pariser nicht erquicken. Aber ohne die 75 Millionen, die der „erworbene“ Reichthum aufbringen soll, ist an eine gründliche Tilgung der Staatsschuld nicht zu denken. Herr Dumont scheint sogar Goethes Faust zu kennen. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“ Er will den Erben die Last tragen helfen und den erworbenen Reichthum „nützen“. Dem Dispositionsfonds, den der Finanzminister für unvorhergesehene Ausgaben hat, sollen die erwähnten 75 Millionen zugeschrieben werden. Doch fehlt jede sichere Kontrolle über die Verwendung der Reserven. Die Regierung kann also in den Extratopf greifen, ohne an Amortisation zu denken. Das Versprechen vom Jahr 1913 braucht 1915 ja nicht mehr zu gelten. Einerlei: nur Geld her!

Zu den geplanten Steuern gehört auch eine von Werthpapieren,

die an der Börse nicht amtlich notirt werden. Die Börsensteuern sind schon erhöht worden und das so selten mobile Kapital wird über neue Kasten zernern. Die Emissionkosten sind in Frankreich nicht klein. Eine der Ursachen, die den rumänischen Anleiheplan scheitern ließen, war die Höhe dieser Kosten. Werden die neuen Geldgeschäfte im Zeichen der vierprozentigen Bankrate blühen? Zwischen dem Plan, eine neue Dreiprozentige herauszubringen, und dem Wechselzinsfuß der Banque de France dehnt sich ein breiter Raum. Der Säckelmeister bietet 3 Prozent (bei einem Kurs von 87 würde die Verzinsung $3\frac{1}{2}$ betragen), die Bank verlangt beim Ankauf feinsten Wechsel 4. Die Bank will das Gold haben, das übers Weltmeer kommt; denn das Hemd ist ihr näher als der Rock. Ihr Wohl ist wichtiger als die gute Laune der Bank von England. Was die Pariserin erhaschen kann, nimmt sie ihrem John Bull vor der Nase weg. Berlin darf nicht zu viel Gold einheimfen. In der Jägerstraße wird man sich über diese Goldkonkurrenz nicht wundern. Dort ist sie ja angefangen und mit gutem Erfolg bis zum Schluß durchgeführt worden. Hat denn die deutsche Wirtschaft je einen Durchschnittszinsfuß von fast 6 Prozent erlebt, ohne in einer Krise zu stecken? Die Bank von Frankreich kannte lange nur den normalen Zins: 3 Prozent. Dieser Bankdiskont hatte von 1900 bis 1907 gegolten. Im Krisenjahr 1907/08 wurde der Bankfuß erhöht; blieb dann aber drei Jahre lang wieder im ruhigen Gleichgewicht von 3 Prozent. Am ersten November 1912 stieg er auf 4 Prozent und ist da geblieben. Unter allen vom Diskont bedrückten Nationen hat die französische am Wenigsten über ihren Wechselzinsfuß geklagt. Stolz oder der Wunsch, stärker zu scheinen, als man ist?

Nicht darauf kommt es an, ob Deutschlands Volksvermögen um 50 oder 70 Milliarden Mark größer ist als das der Franzosen. Der Unterschied in der Bevölkerungsziffer (Deutschland 66, Frankreich 44 Millionen) kann die Differenz nicht nur erklären, sondern auch zu Gunsten Frankreichs umstellen. Der Franzose hält auf gutem Ruf. Findet man in Berlin kein Geld: in Paris ist stets was zu haben. Nur darfs offiziell nicht dem Erbfeind gegeben werden. Ein Beispiel. Das Grundstück der alten Kaiser Wilhelm-Akademie, der Pepinière, ist von einem Konsortium angekauft worden und soll mit einem Geschäftspalast bebaut werden. Die Pepins haben längst ein neues Heim. Die Stätte, die Friedrich Wilhelm II. der Ausbildung der Militärschirurgen schuf, ist in einen Kummelplatz gewandelt worden. Aber die Buben und der Lärm, die weder Anwohner noch Passanten erfreuen, sollen bald verschwinden, um dem neuen Brunnenbau Platz zu machen. Das Geld für Haus und Unternehmen wird in Paris mobil gemacht. Und damit die Dinge in gefahrloser Neutralität bleiben, wird eine schweizerische Gesellschaft vorgeschoben. Nicht zum ersten Mal schludt der berliner Boden französisches Geld. Ich sprach hier schon von dem in Berlin begründeten Comptoir Foncier, einem Zweiginstitut der pariser Industrielle Foncière. Diese Gesellschaft arbeitet mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Francs, giebt Obligationen

aus und legt das gewonnene Geld in ausländischen Hypotheken an. So freut sich das französische Unternehmen, dem das „Comptoir Foncier, Aktiengesellschaft für Grundbesitz“ die Hypotheken zuweist, der in Deutschland geltenden hohen Verzinsung und ist der Objekte sicher, auf die es Geld giebt. Hotels und Waarenhäuser sind mit Millionen beliehen worden. Diese finanzielle Verbindung hat dem „Geist der Nationen“ keinen Schaden gethan. Aber auch die Liebe nicht gefördert. Zwischen Geschäft und Politik wird streng unterschieden.

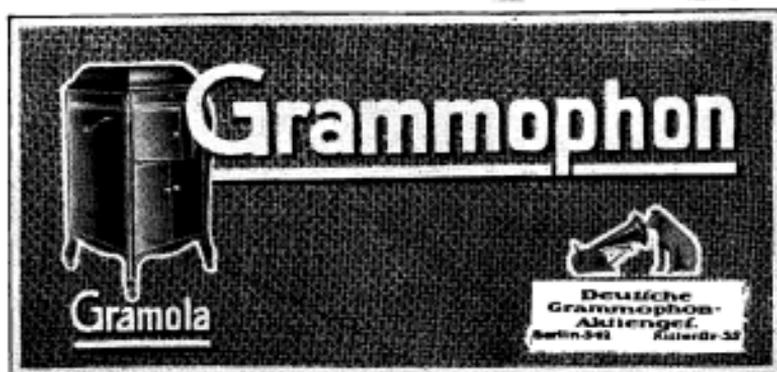
Der hitzige Eifer französischer Zollbehörden hat noch nicht nachgelassen; trotzdem von den Schrecken des Zollkrieges gesprochen wurde. Nicht einmal die Leute, die den Frieden priesen und den Segen des *mieux se connaître* rühmten, wurden gern gehört. Bis die Statistik kam und die unerbittliche Zahl vor die zornige Volksseele pflanzte. Der französischen Ausfuhr ist der Glanz, den sie in den ersten Monaten dieses Jahres zeigte, nicht geblieben. Daran sind die Zollhicanen mitschuldig. Der Export Frankreichs nach Deutschland wuchs (um 29,5) auf 616 Millionen Francs im Werth; aber die Ausfuhr nach Oesterreich-Ungarn ging (um 4) auf 32 Millionen zurück. Im Absatz nach Deutschland hat sich nur der Werth, nicht die Menge der Waaren vergrößert. Auch der deutsche Import erlangte zwar mit 778 Millionen Francs einen um 65 Millionen größeren Werth, blühte aber an Art und Menge der Waaren ein. Der deutsch-französische Zollkongreß, der in Paris tagte, hat beschlossen, daß „die Streitigkeiten, zu denen die Auslegung der Tarife Anlaß geben könnte, den Gegenstand besonderen Studiums durch eine deutsch-französische Zollkonferenz bilden sollen.“ Die Erfinder des Gedankens sind froher Hoffnung voll. Sie sehen das Morgenroth, unter dem die Freundschaft zwischen dem deutschen Zollbeamten und dem französischen Douanier besiegelt wird.

Wenn die französische Regierung die Struktur des internationalen Handelsverkehrs nachprüft, ist vielleicht auch die Zeit zur Lösung des Eisenbahnproblems gekommen. Der Volkswirth stellt wieder die Frage: Staats- oder Privatmonopol? Die Abschredungstheorie, die auf den Mißerfolg der Verstaatlichung des Westbahn gebaut ist, zieht nicht mehr so wie früher. Schon wagt man, aus der schlimmen Statistik der Westbahn (seit 1909, dem Jahr der Uebernahme in Staatsregie, verschlechterte sich das Verhältniß der Ausgaben zu den Einnahmen von 67 auf 90 Prozent) zu folgern, daß der Staat die gefüllten Streckenneze an sich ziehen müsse, um nicht durch den Besitz leerer Linien für immer als Eisenbahnunternehmer Fiasko zu machen. Das Großkapital und die Aktionäre der gut rentirenden Privatgesellschaften wollen von einer Uebergabe ihres Besitzes an den Fiskus nichts hören; und ihr Einfluß ist noch immer groß. Wer gegen die Verstaatlichung oder das Aufsichtrecht der Behörden ist, stützt seine Gründe auf amerikanische Verhältnisse. Aber in den Vereinigten Staaten hat der neue Geist sich eingebürgert; und zwischen den beiden Eisenbahnarten ist ein Unterschied wie zwischen Franc und Dollar. L a d o n.



Wer Odol konsequent täglich anwendet, übt nach unseren heutigen Kenntnissen die denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Preis: $\frac{1}{2}$ Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50,
 $\frac{1}{4}$ Flasche M. --.85.



Grammophon

Gramola

Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft
 Berlin 341 Kottbus-Str. 32



ELJEN

JOSETTI
 5 mg
 Cigarettes

Insertionspreis für die 1 spatige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Theater am Nollendorfplatz.

Täglich 8 Uhr:

Der Mikado.

Kleines Theater.

Heute 8 Uhr:

Belinde.

Morgen und folgende Tage, 8 Uhr:
Belinde.

Gebt **Herrnfeld**
Theater

**Was sagen Sie
zu Leibusch?!**

Metropol - Theater.

Abends 8 Uhr:

**Die Reise um die Erde
in 40 Tagen**

Grosses Ausstattungstück mit Gesang und
Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier
Benutzung des Jules Verne'schen Romanes
von Julius Freund.

Musik von Jean Gilbert.

In Szene gesetzt von Direktor Richard
Schultz.

Zirkus Busch.

Die neue grosse
Ausstattungs-Pantomime:

POMPEJI.

WINTERGARTEN

WILLARD

Mann

wachsende

Der

sowie

14 hochinteressante Debüts 14

Thalia-Theater

Die Tango-Prinzessin.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten
von J. Kren und C. Kraatz, Gesangstexte
von Alfr. Schönfeld.

Musik von Jean Gilbert.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena

Abendlich:

Kunstlauf-

Produktionen

Prunkvolle

Eis-Ballets

Admirals-Theater

Admirals-Bad

Tag und Nacht

:: geöffnet ::

Herrn- und

Damen-Abteilung

Luxus-Bäder

sind abwechselnd

internes Programm.

SCHAUSPIELSCHULE MARIA MOISSI

BERLIN W., Kurfürsten-Strasse 116

unter Mit-
wirkung von

ALEXANDER MOISSI

und anderen nam-
haften Lehrkräften

Ausbildung bis zur Bühnenreife on Prospekte gratis

Gesamtausgaben

moderner Dichter

Richard Dehmel

Gesammelte Werke In drei Bänden
In Leinen M 12.50. In Halbleder M 16.—

Björnstjerne Björnson

Gesammelte Werke. Volksausgabe.
Fünf stattliche Bände in Leinen geb M 15.—

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke in sechs Bänden
In Leinen geb M 24.—. In Halbleder M 30.—

Henrik Ibsen

Sämtliche Werke. Volksausgabe.
Fünf stattliche Leinenbände M 15.—

Bernard Shaw

Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden.
Geheftet M 10.—, in Leinen geb. M 12.—

Arthur Schnitzler

Gesammelte Werke in zwei Abteilungen:

Die erzählenden Schriften

In drei Bänden. Leinen M 10.—,
Halbleder M 13.—, Ganzleder M 17.—

Die Theaterstücke

In vier Bänden. Leinen M 12.—,
Halbleder M 16.—, Ganzleder M 21.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen od. direkt von
S. FISCHER. VERLAG. BERLIN



Reiseführer



Baden-Baden Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.

BERLIN Elite-Hôtel

Am Bahnhof Friedrich-Strasse

200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.

Coblenz a. Rh. **Hôtel Bellevue - Coblenzer Hof**
Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Herrungenschaft.
d. Hôtelhygieneausgestalt. Sitzg.- u. Konferenz-
zimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar, Grillroom

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vor-
nehmes, ruhigst. Lage am Hof-
garten. 1912 d. Neubau t.-dout.
vergrössert. Gr. Konferenz- u.
Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger

Bad Ems Hôtel Russischer Hof
Neu renoviert. :: Neue Direktion.

Hamburg- Park-Hôtel Teufelsbrücke
Haus I. Ranges. 4 Hektar gross. Park a. d. E. Eig. Landungsbrücke.
Klein-Flottbek Weinrestaurant C. F. Möller, Jungfernstieg 24.

Hannover Palast-Hôtel „Rheinischer Hof“
Neu erbaut 1913.
Gegenüber dem Hauptbahnhof. Ernst August Platz 6.
Vornehmes Wein-Restaurant. Fliess. kalt. u. warmes Wasser, sowie Tele. in jed. Zimmer.
Wein. u. Einzelz. m. Bad u. Toilette. Zimm. v. M. 3.50 an. Tel. 8520/8551. Dir. Hermann Hengst.

Fortsetzung des „Reiseführer“ siehe umstehend.

Rekordüberfahrt des D. „Wien“ von
Alexandrien nach Triest in 16½ Stunden.

Berlin-Kairo in vier Tagen

via Triest nur 78 Stunden Seefahrt mit den neuen Schnelldampfern
„Wien“ und „Melouan“ (9430 Tons) des

Oesterreichischen Lloyd, Triest.

Prospekte, Auskünfte und Buchungen bei der
Generalagentur des Oesterr. Lloyd, Berlin NW., Unter den Linden 47.

Hapag, Hamburg

(Hamburg - Amerika Linie)



Personen- und Güterbeförderung

von **Hamburg** nach

- Nordamerika**, insbesondere nach
New York, Boston, Philadelphia, Baltimore, New Orleans,
Norfolk, Newport News und Kanada
- Mittel- und Südamerika**, insbesondere nach
Brasilien, Argentinien, Kuba, Mexiko, Westindien
- Westküste von Nord- und Südamerika**
- Afrika**
- Ostasien**
- Indien**
- Rotes Meer und Persischer Golf.**

- Von **Stettin** nach New York und Boston.
- Von **Emden** nach New York, Argentinien, Ostasien.
- Von **Genua** nach New York und Buenos Aires.
- Von **New York** nach Westindien und Brasilien.

Riviera-Dienst (von Genua nach San Remo, Mentone, Monaco, Nizza, Cannes).

Seebäder-Dienst (von Hamburg nach Cuxhaven, Helgoland, Amrum, Föhr, Sylt, Norderney, Borkum, Juist, Baltrum, Langeoog, Wangerooge).

Rhein-Dienst (von Hamburg nach Rheinhäfen mit Umladung nach Süddeutschland).

Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See

mit zu diesem Zwecke eigens hergerichteten Dampfern

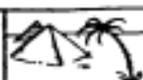
- | | | |
|---------------------|-------------------|-------------------|
| Rreisen um die Welt | Mittelmeerfahrten | Westindienfahrten |
| Indienfahrten | Nordlandfahrten | Süd-Amerika Fahrt |
| Orientfahrten | Inlandfahrten | Nilfahrten |

Prospekte unentgeltlich und portofrei.

Hamburg - Amerika Linie, Hamburg.



Reiseführer



München

Hôtel „Marienbad“ Einziges Garten-
 hôtél Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage-
 dar. f. geistige Arbeiter geeign. Grösst. Komfort.

Oberkrummhübel i. R.
Hotel Preussischer Hof

Ausgangspunkt sämtlicher
Sportbahnen
 Tel. Nr. 7 P. Deichen

Pontresina

Palace-Hôtel
 Vornehmes Haus in schöner Lage.
 Mit allen modernen Einrichtungen.

PRAG

Hôtel de Saxe Vornehmstes
 Hôtel mit
 modernstem Komfort bei mässigen Preisen.

St. Moritz - Dorf - Grand Hotel St. Moritz

in unvergleichlich schöner Lage am St. Moritzer See, 300 Zimmer,
 Sommersaison Juni - September, Wintersaison Dezember - März.

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Titisee

i bad. Schwarzw., 880 m ü. M. Station d. Höllentalb. Idealer Winterkurort.
HOTEL TITISEE. Vorn. Familienhaus, Ski-, Rod-, u. Bissp. Mäss. Pensionsp.
 Zentralheiz., Kl. Licht. Bad. Sportartik. teilweise. Prosp. d. d. Bes. R. Welt.

ZUOZ

ENGADIN

Kurhaus CASTELL

1810 m ü. M.

Vornehmes Haus. Klimatische Kuren. Physikal. Behandlung. Diätikuren.
 Idealste Wintersportverhältnisse.

Sanatorium **Ebenhausen**

bei München.

Höhen- und Terrain-Kurort 700 m hoch

Jeglicher Comfort. 6 Häuser. Großer Naturpark. Hydrotherapeutisches, Zander-
 Röntgen-Institut. Luft- und Sonnenbäder. Ernährungs- und Diätikuren.
 Winterkuren.

Prof. Dr. Jacob.

Dr. Julian Marcuse.

Der Tunnel

Roman von

Bernhard Kellermann

Das

100.

Tausend



Geh. M 3.50

Geb. M 4.50

Früher sind erschienen:

Das Meer

Der Tor

Roman. 15. Auflage

Roman. 10. Auflage

Gehftet M 4.-, geb. M 5.-

Gehftet M 5.-, geb. M 6.-

Ingeborg

Roman. 25. Auflage

Gehftet M 4.-

Gebunden M 5.-

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder direkt von
S · FISCHER · VERLAG · BERLIN

HUGO KLOSE

== Kaffee-Grossrösterei ==
Kolonialwaren-Grosshandlung

HAUPTGESCHÄFT:

BERLIN SW. 11, Bernburgerstr. 21

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstr. 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 191

Filiale A:

Wilmsdorf, Nürnbergerpl. 2
 Tel. Amt Pfb. 2490

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115
 Tel. Amt Charl. 8473

Reinhardtsquelle bei Wildungen das Nierenwasser!

Wirkungen einer Hauskur:

Die ausserordentlich wichtige und folgenschwere Nierenarbeit wird erleichtert und angeregt, die Zylinder, welche die Nierenkanälchen verstopfen, werden herausgespült, der Eiweissgehalt des Harns verliert sich, Beklemmungen und Atemnot nehmen ab; uremischen Harnsteine, welche die Nierenkanälchen verstopfen, und gichtischen Leiden ist, wird abgetrieben. Gries und Nierensteine gehen ohne besondere Schmerzen ab, das Drücken und Brennen beim Urinieren fällt weg, der Magen, Nieren und Blase werden gereinigt und der Urin wird klar. Es tritt ein Wohlbefinden ein, welches früher nicht vorhanden war.

Man frage den Arzt. — Ca. 30 Flaschen zu einer Hauskur. — Literatur frei durch

Reinhardtsquelle G. m. b. H. bei Wildungen 4.

Reinhardtsquelle erhältlich in Apotheken und Drogerien, wo nicht, Lieferung direkt ab Quelle.

Engros-Lager in Berlin: J. F. Heyl & Co., Charlottenstr. 56. —

Dr. M. Lehmann, Dortmund Str. 1112. — Joh. Gerold Nachf., Friedriehstr. 122.

Ferd. Rothschuh
 Hofl.
Bandagen
 Erfurt

Dr. Möller's Diätet. Kur nach Schroll herrliche Lage
 Sanatorium für chron. Krank.
 Dresdener Str. 1112 (Bismarckstr.)
 Abteilung I. Minderbemittelte pro Tag 5 Mk.

Charaktere-

Ergründ. Vornehmst. briefl. Spezialsache.
 Seit 20 J. Ausschluss banner freuz. — setzt
 Selbstverständliches voraus.
 Prospekt frei. P. Paul Liebe, Augsburg 1.

Den **NOBELPREIS** erhielt
Rabindranath Tagore

Soeben erschien seine Dichtung

HOHE LIEDER
(GITANJALI)

In deutscher Nachdichtung von Marie Luise Gothein

Ausstattung von Marcus Behmer

Geheftet M 2 50 Gebunden M 3 50

200 Exemplare, zweifarbig

gedruckt auf kaiserl. Japan, in Ganzleder gebunden M 25.—

KURT WOLFF VERLAG * LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT

Bezugsbedingungen: Einz. Hefte M 2.—; vierteljährl. M 5.—, halbjährl. M 10.—; jährl. M 18.—. / Monatlich ein Heft im Umfange von üb. 100 S. / Das 2. Quartal beginnt im Dezbr.

Die Weißen Blätter brachten in den ersten Heften Beiträge von Mechtild Lichnowsky, Sternheim, Borchardt, Eulenberg, Hiller, Blei, Merkel, Hasenclever, Werfel, Krug, Brod, Schickele, Hausenstein, Stadler, Zech, Ehrenstein, Pick, Scheler, Verhaeren, Musil, dem Herausgeber u. a. m. Außerdem Zolas Briefe an Cézanne. Im Dezbr. beginnt der Abdruck von **Gustav Meyrinks Roman: Der Golem.**

Die Weißen Blätter wollen das Organ der jungen Generation sein; sie werden bei aller Lebendigkeit und Aufmerksamkeit auf das, was unserer Zeit eigen- tümlich ist, ihre Leser doch nur mit dem Fertigen und Gelungenen bekannt machen. Die Weißen Blätter werden an keinem Gebiete des heutigen Lebens ohne Stellungnahme vorbeigehen. Sie wollen nicht nur der künst- leriſche Ausdruck der neuen Generation sein, sondern auch ihr sittlicher und politischer.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER * LEIPZIG

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asp' alliierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengerät versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Hängelampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 96 A, 99, 85 und 44, Autoomnibus 4c. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten.
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhoffplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird demnächst eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbachstrasse, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist bereits dem Verkehr übergeben worden.

Auskünfte über die zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telephon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschiolletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Brennerei - Rittergut,

herrschaftlicher Besitz in der Mark
Brandenburg, 80 km von Berlin,

zu verkaufen.

Schönes Wohnhaus im Park und gute Wirtschaftsgebäude. Modern eingerichtet (elektr. Licht und Kraft, Wasserleitung). - Lebendes und totes Inventar (Motorpflug) reichlich und in bestem Zustande. - Grösse 3200 Morgen, darunter 1240 Morgen Acker, 600 Morgen Wiesen, 1300 Morgen Wald. Vorzügliche Jagd!

Offert. erb. unter „S. N. 151“ an die Exped. d. Blattes.

Overland

Modell 1914 M. 5800.

15/35 PS Mit elektr. Licht

50 000 Wagen — Ein Chassis!

Von unserm neuen Modell werden im neuen Geschäftsjahre 50 000 Wagen gebaut. Wir fabrizieren nur ein Chassis und können Ihnen daher konkurrenzlose Offerte machen!

Verlangen Sie unsern neuesten Prospekt K

Im Preise einbegriffen:

Geschwindigkeitsmesser und Kilometerzähler, ganz zu schließendes Verdeck mit Ueberzug, Windschutzscheibe, kompl. elektr. Beleuchtung mit Akkumulatorenbatterie, abnehmbare Felgen, Reisedeckenhalter, Pneumatikhalter, Fußbank, Wagenheber, Pumpe, kompl. Werkzeuge, fertige Bereitung

Wert dieser Zubehöre ca. M. 1600.—

(Elektr. Selbstanwerfer u. Dynamo M. 600.— mehr)

Overland Automobil-Gesellschaft Wright & Co.

Tel. Amt A 34 **Cöln a. Rh.** Brückenstr. 5/9

Ausstellung: **Berlin**, Bismarckstr. 96



Feist Cabinet

extra dry.

In Qualität
unübertroffen

Hautrinfuren



Radium-Bad Brambach K. 10.
Königreich Sachsen.

Gliücklich ist, wer



**Thiopinol-
Malzke-Kopf-
waschseife**

gegen Kopfschmerzen und
Kopfschütteln
dauernd anwendbar.

Chemische Fabrik, Vertheilung: Gieseler, Braunschweig

Flasche Mk. 2.— und Mk. 3.50
Seife Stück 50 Pfennig
in allen Apotheken u. Drogerien.

Gute
Nährmittel für
Diabetiker!
Buch frei. Fromm & Co.
Kötzschenbroda IIIb.

Münchner Malzmilch Dr. Winckel

aus Münchner Malz und Allgäuer Milch,
in Pulverform, billig, wohlgeschmeckend,
leicht verdaulich.

Für Familie, Junggesellen, Sport, Magen-
kranke, Tuberkulöse, Wöchnerinnen, Herz-
und Nierenkranke usw., Kindernährmittel.

Münchner Malzmilch-Vertrieb
München, Keuslinstr. 9.

Schneiders Kunstsalon Frankfurt a. M.
Rossmarkt 23
Gemälde und Graphik I. Ranges

Zur gefälligen Beachtung!

Neue Amerika-Abenteuer von grotesker Lausbubigkeit
schildert uns Erwin Rosen, der ehemalige Fremdenlegationär, in dem nun erschie-
nenen **dritten** Teil seines Lebensbuches: „Der deutsche Lausbub in Amerika“. Wir
machen auf den beigelegten Prospekt der **Memoirenbibliothek** von Robert Lutz in
Stuttgart besonders aufmerksam, der ausser der Ankündigung der so viel gelese-
nen Lebensbücher von Erwin Rosen auch noch uralte Empfehlungen einer Reihe
anderer bedeutender Werke dieser Bibliothek enth. lt.

Des weiteren liegt dieser **Biographien, Briefwechsel und ge-
schichtliche Werke** aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in
Stuttgart bei, der hiermit freundlicher Beachtung an-
gelegentlich empfohlen sei.

Zu der Zeit, wo es erwünscht ist, die Kälte und die ungünstige Witterung des
Winters, zumal in den Ländern Nord-Europas, fliehen zu können, glauben wir,
die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den dieser Nummer gleichfalls beigelegten
Prospekt „Französische
Riviera“ der **Paris-Lyon-Mittelmeer-Bahn-Gesellschaft**
welcher einige der hauptsächlichsten Verbindungen zwischen Deutschland und den
besetzten Orten der Côte d'Azur enthält, zu lenken.

Zum Schluss weisen wir auf den in dieser Nummer ebenfalls enthaltenen Pro-
spekt der **Maria Clementine Martin Klosterfrau, Köln a. Rh.**
Firma, welcher wohl alle unsere Leser sicher interessieren wird.


Licht-Spiele
Mozart-
Saal
 Hollendorfsplatz

Das glänzende
Programm

In jeder Kunsthandlung


Seemann's
Farben-
Drucke

Verlangen Sie sofort
 Katalog 1500 schwarze Abb. 1 Mk.
 von E.A. Seemann Leipzig 7

□ Thüringer □
 Waldsanatorium **Schwarzeck**

**Bad Blankenburg-
 Thüringer Wald**

Für Nerven-, Magen-,
 Darm-, Stoffwechsel-,
 Herz-, Frauenkr., Athero-
 verkalk., Abhülft.,
 Erholz., Masti- u.
 Entfettgsk. usw.

Leitende

Aerzte:

San.-Rat Dr.

Wiedeburg.

Dr. Goetz.

Dr. Wienura

Prospekt
 kostenlos

Weidenhof Casino

an der Weidendammer Brücke
 Friedrichstraße 136
 (nahe Bahnhof Friedrichstraße)

Täglich

5 Uhr-Tango-Tee

Kaffee, Tee, Schokolade, Kakao etc.

:: : Diverse Torten, Gebäck. :: :

Sandwiches à discretion **M. 2.00**

BALL-ORCHESTER

Carl Lindström Aktiengesellschaft zu Berlin.

Die außerordentliche Generalversammlung unserer Aktionäre vom 20. Oktober 1913 hat beschlossen, das Grundkapital von nominal M. 3.500.000,— um M. 1.500.000,— auf nom. M. 5.000.000,— durch Ausgabe von Stück 1500 neuem auf den Inhaber lautenden Aktien über je M. 1000,—, die für das laufende Geschäftsjahr zur Hälfte dividendenberechtigt sind, zu erhöhen.

Von den M. 1.500.000,— neuen Aktien hat ein Konsortium M. 350.000,— mit der Verpflichtung übernommen, dieselben den Besitzern der alten Aktien zum Kurse von 140% zuzüglich Schlusscheinstempel derart anzubieten, daß auf je nom. M. 1000,— alte Aktien nom. M. 1400,— neue Aktien bezogen werden können.

Nachdem der Beschluß der Kapitalserhöhung und die Durchführung dieser Erhöhung in das Handelsregister eingetragen worden sind, fordern wir im Auftrage des Konsortiums die Aktionäre auf, das Bezugsrecht auf Grund nachstehender Bedingungen auszuüben.

1. Das Bezugsrecht auf die neuen Aktien ist bei Vermeldung des Ausschusses
bis zum 16. Dezember 1913 einschließlich

in Berlin bei dem Bankhause **J. Loewenherz,**
 " " " der **Nationalbank für Deutschland,**
 " " " der **Bank für Handel und Industrie**

während der üblichen Geschäftsstunden auszuüben.

2. Bei der Anmeldung sind die alten Aktien ohne Dividendenscheine in Begleitung eines doppelt ausgefertigten Anmeldescheines, wovon Formulare bei den oben erwähnten Stellen erhältlich sind, einzureichen. Die Aktien werden nach der Abstempelung zurückgegeben.
 3. Bei der Ausübung des Bezugsrechts, also spätestens am 16. Dezember 1913, ist für jede neue Aktie

der Bezugspreis von 140% = M. 1400,—

- nebst Schlusscheinstempel bar einzuzahlen.
 4. Ueber die geleistete Zahlung wird auf einem zurückzugebenden Anmeldeschein quittiert. Die neuen Aktien werden nach ihrer Fertigstellung gegen Quittung bei derjenigen Stelle ausgehändigt, bei der das Bezugsrecht ausgeübt ist.
 5. Die Vermittlung des An- und Verkaufs der Bezugsrechte einzelner Aktien übernehmen die Anmeldestellen

Berlin, im November 1913.

Carl Lindström Aktiengesellschaft zu Berlin.

Heinemann.

Straus.

Schultheiss' Brauerei

Die Auszahlung der **Dividende** von **16%** für das Geschäftsjahr 1912/13 erfolgt **vom 29. Dezember d. J.** ab in den gewöhnlichen Geschäftsstunden an der Couponskasse der **Deutschen Bank** in Berlin W, Kanonierstrasse 29-30.

Schultheiss' Brauerei

Actien-Gesellschaft

L. Boehme

Scheibel

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Prachtrestaurant

Reunion

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Gabaret

(Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.

NATÜRLICHES



KARLSBADER SPRUEDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.



90% vom

Reingewinn

den

Verfassern

bei Herausgabe

ihrer

Werke in Buchform. Aufklärung

wird gern erteilt. In unserem Verlage

erscheinen B. Laue's Werke.

Verbreitung z.Z. 60000 Exemplare.

Veritas-Verlag, Wilmersdorf-Berlin.

Bibel der Hölle

„Das tollste Buch der Weltliteratur“ nennt die Presse d. l. deutsche Ausgabe v.

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Helar. Institoria. 14-9 Intern. erschienen. 3 Bde. 796 Seiten, br.

20 M., geb. 24 M. Einzelb. köfl. I. 6 M., geb.

7,25 M., II. 8 M., geb. 9,50 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes, menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres

als diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglaub! Und doch ein erstklassiges

Kulturdokument!“

Ausführt. Verzeichnisse von Kultur- und sittengeschichtl. Werken gratis free.

H. Barsdorf, Berlin W. 30,
Barbarossastr. 21 II.

Autoren

bietet Buchverlag günstigste Bedingungen
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
Berlin-Malensee

Psoriasis

(Schuppenflechte), chron. Hautleiden u. die auf harnsaurer Diathese beruhend. Leiden (Gicht, Nierenaffekt, Arteriosklerose usw.) heilt ohne Salben u. Gifte n. eig. Methode Spezialarzt Dr. P. E. Hartmann, Stuttgart-P. 102, Postf. 125. Auskunft kost- u. portofrei!

Herzschwäche

Dauerheilung ders: Von Dr. med. Bässer. Verlag Gebr. Lensing, Dortmund. Preis 30 Pfg.



Frisch, Sauber, Selbstbedienung. Keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell	5 Liter	M.
Nürnberger M-schner, Culmbacher	Siphon	3,20
Köstritzer Schwarzbier		2,75
Dunkles Lagerbier		2,20

frei Haus oder Bahnhof Berlin.
In hygienisch vollst. Weise abgefüllt.
F. & M. Camphausen,
Berlin SW. 11. Tel. VI, 103/104.
Breslau, Hannover, Stettin.
Flaschenbiere laut Preisliste.

Steuerberatung

In all' Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
der **Steuerkontor**
G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 85
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Insertaten-
Annahme für

„Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung**
Alfred Weiner

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Zfr. 8740
— sowie durch sämtlicher Annoncen-Expeditoren —

Salem Aleikum

Salem Gold (Goldmundstück) Cigaretten

Etwas für Sie!

Preis Nr. 31 4 5 6 8 10
31 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

**Trust-
frei!**



*Oriental Tabak- u.
Cigaretten-Fabrik
Venidze, Dresden*



*Inh. Hugo Lietz
Kopflieferant S. M. d.
Königs v. Sachsen*

*Das ist die richtige
Lampe!*



AEG

Metalldraht-Lampe